

Nachrichten

der

Gießener Hochschulgesellschaft

Achtzehnter Band

I N H A L T

- L. Hock:** Vom Auftrage des geistigen Lebens.
H. Glöckner: Wandlungen Gießener Lebens in sieben Jahrhunderten.
E. Küster: Jean Pauls Hochzeitsgedicht.
E. Küster: Bemerkungen zu Jean Pauls Erntepredigt.
A. M. Koeniger: Grundsätzliches über Ikonographie.
K. Scharrer: Justus von Liebig und die heutige Agrikulturchemie.
W. Mitzka: Alfred Götze †.
A. Hämel: Kurt Glasers wissenschaftliches Lebenswerk.
E. Küster: Raphael Eduard Liesegang.
M. Kaser: Otto Eger †.
W. Rehmann: Ein neues Dokument zur
Hessischen Demagogenzeit 1832—1835.
K. Frölich: Um die mittelalterlichen Straßennamen.
Vorträge der Gießener Hochschulgesellschaft.
Bericht über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft.
Biographische Mitteilungen über die Autoren des vorliegenden Bandes

1949

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

Nachrichten
der
Gießener
Hochschulgesellschaft

Achtzehnter Band

1949

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

**Veröffentlicht unter der Zulassung Nr. US-W 1028
der Nachrichtenkontrolle der Militärregierung
Copyright 1949 by Wilhelm Schmitz Verlag in Gießen
Auflage 800 — Oktober 1949**

von Münchowsche Universitäts-Druckerei Wilhelm Schmitz in Gießen

INHALT

	Seite
L. Hock:	Vom Auftrage des geistigen Lebens 5
H. Glöckner:	Wandlungen Gießener Lebens in sieben Jahrhunderten 20
E. Küster:	Jean Pauls Hochzeitsgedicht 35
E. Küster:	Bemerkungen zu Jean Pauls Erntepredigt . . . 41
A. M. Koeniger:	Grundsätzliches über Ikonographie 42
K. Scharrer:	Justus von Liebig und die heutige Agrikulturchemie 49
W. Mitzka:	Alfred Götze † 62
A. Hämel:	Kurt Glasers wissenschaftliches Lebenswerk . . 75
E. Küster:	Raphael Eduard Liesegang 88
M. Kaser:	Otto Eger † 94
W. Rehmann:	Ein neues Dokument zur Hessischen Demagogenzeit 1832—1835 104
K. Frölich:	Um die mittelalterlichen Straßennamen 118
Vorträge der Gießener Hochschulgesellschaft 152	
Bericht über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellsch. 159	
Biographische Mitteilungen über die Autoren des vorliegenden Bandes 162	

Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ werden vom Vorstand der Gesellschaft herausgegeben. Sie erscheinen unter der Leitung von Professor Dr. Dr. h. c. Ernst Küster in Gießen, Auf der Weißerde 7.

Vom Auftrage des geistigen Lebens¹⁾.

Von LOTHAR HOCK.

Möchte man nicht hoffen, daß immer mehr Menschen bereit werden, sich dem Anhauche eines geistig bewegenden Windes zu öffnen, der die stickige Dumpfheit trägen Ungeistes und die leichte Spreu aufgewirbelter Schlagworte ebenso fortbläst, wie er mit Klarheit der Sicht die Möglichkeit herbeiführt, den Blick aus der beschränkenden Enge des persönlichen Umkreises auf höhere, über den einzelnen hinausweisende Ziele auszuweiten? Einem Anhauche, der auf einen verborgenen Anruf horchen läßt, aus dem uns Menschen wieder das Gefühl der Ehrfurcht entgegenströmt vor dem, was über, vor dem, was neben und vor dem, was unter uns ist? Erst unter dem Szepter dieser dreifachen Ehrfurcht, in der GOETHE einen „höheren Sinn“ erahnte — neben den Sinnen, die uns für die Außenwelt empfänglich machen —, und die bei Albert SCHWEITZER den Eckstein seiner Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“ bildet, treten wir ernstlich in das Reich einer wahrhaft menschenwürdigen Bildung ein, nähern wir uns dem höchsten Ziele aller Erziehung, auch dem der Selbsterziehung, die noch bis zum Ende seiner Tage zu vervollkommenen jedem Menschen aufgegeben ist:

„Nun liebt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt.“

Ein Blick in die Wirklichkeit des uns umgebenden Lebens läßt freilich erkennen, wie weit wir von diesem Ziele noch entfernt sind. Diese betrübliche Feststellung gilt es mit gebotener Ernüch-

¹⁾ Anlaß zur Niederschrift dieser Betrachtungen bietet ein kurzer Vortrag, den der Verfasser als Leiter der Volkshochschule im Gleiberger Land auf Einladung der Volkshochschule Gießen bei ihrem Eintritt in ein neues Arbeitsjahr im November 1948 gehalten hat.

terung anzuerkennen, wenn anders der Weg sinnvoll erscheinen soll, auf dem man mit einem Dennoch — und gewappnet mit Geduld und Glauben — jene Spur nicht zu verlieren sucht. Weit größer als der Widerstand der offenen Gegenspieler ist dabei der jener „Vielzuvielen“, als die NIETZSCHE verächtlich alle an ein Herdendasein erinnernden Mitläufer bezeichnet, die unter Verzicht auf eigenes Denken und Urteilen den bequemen Weg verantwortungsloser Gleichgültigkeit wählen oder in Unterwürfigkeit sich vorschreiben lassen, blind für den Abgrund, dem er entgegenführt, blind gar noch nach dem Absturze, der Brüche und Wunden schmerzen läßt, deren Ursache unbegriffen bleibt. Wer sich jene Verachtung der „Vielzuvielen“ zu eigen macht, sehe indessen zu, daß er nicht in Überheblichkeit verfalle! Die sich aber, als Träger geistigen Lebens auserlesen, frei fühlen von jener Stumpfheit und sich der höheren Werte bewußt sind, deren Bewahrung in ihre Hände gelegt ist, schweben in Gefahr, ihrer Berufung untreu zu werden, wenn sie sich durch angedrohten Verlust von Einfluß, Ansehen, Rang und Stand zur Willfährigkeit gegenüber ebenso unsittlichen wie ungeistigen Mächten bestimmen lassen, wie noch aus schmerzlicher Erfahrung in aller Gedächtnis ist. Sie üben damit zwangsläufig Verrat an ihrem eigentlichen Auftrage, wenn sie in Schwachheit einem Kleinsinn unterliegen, der sich auf den engen Umkreis ihres persönlichen oder beruflichen Lebens, auf die Sorge um Amt und Familie, beschränkt, um hier ängstlich vor doch unvermeidlichem Verluste zu bewahren, was zu opfern mangelnde Bereitschaft ihnen unmöglich macht. Mit dieser Schwachheit aber laden sie zugleich auch Schuld an der Verführung jener leicht Verführbaren auf sich, uneingedenk der Verpflichtung, ein Beispiel zu geben. Sollte doch der vornehmste Auftrag geistigen Lebens in einem unermüdlichen, schweren Ringen um Selbstbewahrung in Wahrhaftigkeit erkannt werden. Wer aber um menschliche Schwäche weiß und sich selbst ihr verhaftet fühlt, wird eigenes Versagen am wehesten empfinden und dem der anderen zwar ohne Erweichen jedoch mit helfender Liebe begegnen um eines gemeinsamen zu erstrebenden Zieles willen.

Es nützt nun wenig zur Schaffung eines neuen, wirklich bestimmenden Kulturbewußtseins, wenn es nur einer kleinen Auslese von Menschen vorbehalten bleiben sollte, sich über jene Niederung des Daseins zu erheben und dabei in unfruchtbarer Absonderung zu verharren. Diese Abschnürung gilt es zu durchbrechen, indem unerläßlich auch „die Vielen“, die SCHWEITZER meint, — von ganz anderer Art als jene „Vielzuvielen“! — einbezogen werden in die tragende Kraft einer geistdurchdrungenen Kultur, einer Gemeinschaft, deren äußere Werke und deren Alltag nicht Ausgeburten eines chaotischen Wirbels sondern Manifestationen sinnvoller, geistig-sittlicher Gestaltung sind, deren Möglichkeit aber auch von einer inneren Umwandlung abhängt. Schmerzlich beklagt SCHWEITZER die Unfreiheit der Menschen dieser Zeit, die zuletzt auch den Anspruch auf eigene Gedanken nicht mehr aufrecht erhalten zu können glauben, und hinter deren selbstsicherem Auftreten sich große geistige Unsicherheit verbirgt, indessen ein verbindliches Ethos ihnen abhanden gekommen ist.

Führwahr, die tiefste Not, die uns mit den uns geschlagenen Wunden bedrängt und lähmt, deren äußere Gebärde nur es ist, die wir in allem sichtbaren Leid erkennen, ist geistiger Art. Ihr zu begegnen vermögen wir nur mit Kräften des Geistes und getragen von einer Innerlichkeit, die uns unser Mensch- und Mitmensch-Sein wieder verpflichtend in die Seele ruft. Das zunehmende Gewicht dieser Überzeugung wird heute deutlich, wenn man angesichts der in unserem Jahrhundert einem jeden unmißverständlich offenbar gewordenen Kulturkrise auch schon auf politischer Seite in der „Wiedergeburt des Menschen“ die Voraussetzung eines Wandels sieht; und zwar auf der Kulturwarte einer Partei, in der man mit solchen biblischen Bildern früher bei sehr vielen ihrer Anhänger Anstoß erregen konnte. War dies etwa verwunderlich angesichts der verhängnisvollen, in England zum Beispiel unbekanntent Fremdung von Christentum und Sozialismus, die aus dem unheilvollen, dem Machtansprüche zäher Feudalkräfte unterworfenen Bündnis von „Thron und Altar“ entsprang und bald zu schroffer Ablehnung alles dessen führte, was noch ein Wilhelm

WEITLING als erster Wegbereiter eines — zwar utopischen — Sozialismus in Deutschland in den Vordergrund gestellt hatte?

Nicht darum geht es bei einer geistigen Durchdringung unserer Kultur — mit Einschluß ihrer Wirtschaft und ihrer Politik — „die Vielen“ in ihren kargen Mußestunden etwa nur als Genießende teilhaben zu lassen an den Schöpfungen ihrer Großen, nur dann und wann Leuchter des geistigen und musischen Lebens am Rande ihres in die müde Nacht versinkenden Alltags aufzustellen, sondern diesen Wirk- und Werktag in seiner vollen Alltäglichkeit geistig-seelisch zu erfüllen. Der schlichte Gehalt jeden Tages, den man wirklich als persönliche Tat innerlich zu formen vermag — in Arbeit und Muße, im Begegnen und Gedenken, in gegenseitiger Hilfe und gewissenhafter Selbstprüfung — muß wieder ein Stück unseres Selbst werden, damit der verhängnisvolle Zustand ein Ende finde, in dem wir nicht unserer inneren Bestimmung gemäß leben, vielmehr „gelebt werden“ aus den illegitimen Ansprüchen unpersönlicher Mächte, die überdies unsere Gefügigkeit durch vorgespiegelte Entlastung von unserer eigenen Verantwortung zu erkaufen trachten.

Nicht ein Teilhaben am geistigen Leben von außen her, nicht ein Behängen mit dem unechten Flittergolde nachgesprochener wissenschaftlicher oder künstlerischer Meinungen kennzeichnet die wahre und in großer Breite und Tiefe notwendige Volksbildung, vielmehr bestimmen der Geist, in dem die Menschen miteinander leben, ihr Streben nach Erhellung des Daseins, der Sinn, den sie ihrem Tun zu geben wissen, den inneren Gehalt ihres Lebens. Wahre Volksbildung zielt, so hat man mit einem treffenden Wortspiel gesagt, auf „Volkbildung“ ab. Der Same, den Genien und Musen in so aufgeschlossene Herzen streuen, kann dann auch wirklich Frucht bringen. Denn wer gelernt hat, den Alltag in geistiger und seelischer Bereitschaft als den Ort zu erfahren, an dem man gefordert ist, sich dem Leben selbst zu stellen, läuft nicht Gefahr, dem Leben und seinen Ansprüchen zu entfliehen, wenn er Literatur und Kunst zu Gaste ladet, wie es die oft tun, die darin lediglich eine Zuflucht aber keine Kraft suchen. Das Vermächtnis der begnadeten Künstler, Dichter, Deuter und Kündler, der großen

Forscher, der Männer, die die Geschicke der Völker mitbestimmen, will durch ihre Werke und Taten in uns lebendig und zu einer gegenwärtigen Bedeutung erhoben werden, begeisternd, mahnend, warnend, erschreckend, tröstend und beglückend:

„Darum sind ja von jeher
Dichter gewesen und Helden,
Sänger und Gotterleuchtete,
daß an ihnen die armen
zerrütteten Menschen sich aufrichten,
ihres Ursprungs gedenken
und ihres Zieles.“

(Grillparzer)

Fragen wir uns nun, wie im Dasein eines Volkes der Auftrag des geistigen Lebens sich zu verwirklichen sucht und Erfüllung finden kann, so stoßen wir zunächst auf den Bereich der Erziehung, die zu ihm hinführt. Sie nimmt schon das kleine Kind bei der Hand und behütet die wachstümliche Entfaltung des jungen Menschen zu seiner persönlichen, seelisch-geistigen Gestalt über die Reifezeit hinaus bis zum Beginn eines innerlich und äußerlich selbstständigen Lebens. Die Aufgaben, die dabei den Schulen und auf der höchsten Stufe den Hochschulen zufallen, rufen immer wieder zu neuer Besinnung über die beste Art ihrer Lösung auf, und Schul- und Hochschulreformen werden gegenwärtig überall lebhaft erörtert. Dabei erscheint außerhalb aller zutage tretenden Gegensätzlichkeiten das Bemühen bedeutsam, für jeden jungen Menschen Stätten der Erziehung und Bildung bis zum Erwachsensein offen zu halten. An ihnen sollte die Erziehung eine Form gewinnen, in der sie nicht als ein auferlegter Zwang sondern als eine Hilfe zum Leben empfunden wird, um alsdann ihre Fortsetzung in einer Selbsterziehung zu erfahren, die innerem Bedürfnis entspringt, und zu der die gereifte Jugend nun schon selbständig Mittel und Wege sucht.

Die Ausschau nach den Grundlagen einer echten Volkskultur ließ uns als ihr Merkmal eine schlichte aber wesenhaft geistige Haltung erkennen, deren Echtheit sich in der Durchdringung des täglichen Lebens, samt seinen wirtschaftlichen und politischen Be-

reichen, mit einer menschlichen Wärme zu erweisen hätte. die das Gegeneinander in ein Miteinander umzuschmelzen vermöchte. „Was ein Mensch an Gütigkeit in die Welt hinausgibt, arbeitet an den Herzen und an dem Denken der Menschen Unsere törichte Versäumnis ist es, daß wir mit der Gütigkeit nicht ernst zu machen wagen. Wir wollen die große Last wälzen, ohne uns der Kraft des ver Hundertfachen Hebels zu bedienen. — . . . Das Unentbundene entbinden, die Wasser der Tiefe an die Oberfläche leiten: die Menschheit harret derer, die solches vermögen“, in diese Bilder kleidet SCHWEITZER, der als Kulturkritiker nüchternen Blickes das Unheil der Menschheit früh voraussah, seine dennoch bewahrte Hoffnung.

An dieser Stelle nun zwingt uns der Gang unserer Betrachtung zu einer gewichtigen Unterscheidung, indem wir uns bewußt werden, noch nicht in einer Welt zu leben, in der die menschliche Gemeinschaft vom Geiste wie von einem Sauerteige durchdrungen ist, in der vielmehr Kopf- und Handarbeiter gesonderten Lebenskreisen angehören; eine mit der vielgerühmten Arbeitsteilung heraufbeschworene, verhängnisvolle Entwicklung, deren Gefahren schon SCHILLER mit aller Deutlichkeit erkannt hat. Einseitigkeit und Spezialistentum sind gezüchtet worden auf dieser wie auf jener Seite. Der Spezialist treibt, wie der philosophische Dichter ausführt, in ewigem Einerlei nur ein Rad um, die Teilarbeit raubt dem einzelnen Arbeiter — und das gilt ebenso für den körperlich wie für den geistig Arbeitenden — dabei den Überblick über das, was er tut, und den Einblick in Sinn und Zweck seiner Arbeit. Auch die durch die Bürokratie dem geistigen Leben drohenden Gefahren wurden schon von ihm gesehen! „Aber der karge fragmentarische Anteil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbsttätig geben . . ., sondern wird ihnen mit skrupelloser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält.“ Ist das nicht die Form des Lebens, in der wir noch zu Hause sind, uns aber hoffentlich nicht ganz zu Hause fühlen?

In Kunst und Wissenschaft, aber auch in allen Bereichen alltäglicher, bürgerlicher Geschäftigkeit, haben sich geistiges Leben

und geistige Arbeit zu selbständigen Formen entwickelt, zu dem, was man mit allem Wissen und Können gemeinhin als den Inhalt der Bildung und, wo Hochmut mit im Spiele ist, als allein würdige Daseinserfüllung anzusehen pflegt. Diesem Bereiche entsproßen die Ehrfurcht gebietenden Geistestaten der auf der Menschheit Höhen wandelnden Denker und Forscher, die musischen Schöpfungen begnadeter Künstler, die aufzufangen vermögen, was vom Himmel fällt. In ihm hat der Menscheng Geist so mannigfache Möglichkeiten der Versenkung, Entfaltung und Eroberung aufgedeckt, daß das Erreichte für keinen einzelnen mehr übersehbar ist. Geistige Arbeit hat sich damit mehr und mehr von der körperlichen gesondert und selbst aufgespalten, und was die Fürsten des Geistes an Einsicht und Erkenntnis der Verborgenheit entlocken, gibt, liegt es zutage, begeistert Mitgerissenen, Nachfolgern und Verehrern neuen Anstoß und neue Ahnung, Ungezählten mit Bienenfleiß aber auch emsige Arbeit des Einsammelns und Speicherns.

„Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung Setzt; Wenn die Könige baun, haben die Kärner zu tun“

So spricht SCHILLER mit dem Blick auf Imanuel KANT. Er weiß dabei auch von der Entwürdigung der Wissenschaft:

„Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.“

Der Dichter hatte mit diesem bloßen Nutznießer den „Brotgelehrten“ im Sinne, der, im Gegensatz zum „philosophischen Kopf“ desto größere Vergeltung von außen heischt, je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn belohnen, und der für das Verdienst der Handarbeiter wie der Geistesarbeiter nur einen Maßstab, die Mühe, hat. „Beklagenswerter Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem schlechtesten! — der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herumträgt!“ Mit welchem Entsetzen würde dieser edle Geist auf das gegenwärtige Zeitalter blicken, auf den empörenden und verbrecherischen Mißbrauch, den ein schamloses Geschlecht in Krieg und Frieden mit wissenschaftlichen Erkenntnissen zu treiben sich unterfangen hat. Hier finden wir den Auf-

trag des geistigen Lebens — trotz Aufwand gelehrten Scharfsinns und staunenswerter Erfindungsgabe — in äußerstem Maße in sein krasses Gegenteil verkehrt, indem wir gewahr werden, wie — herz-, seelenlos und gottverlassen — die von einem tragenden Ethos gelöste Wissenschaft den Menschen zu einem Fluche zu werden vermag.

Auf einer gefährlichen und verhängnisvollen Grenzscheide, die, in einem Blendlichte gelegen, häufig nur der Wahrnehmung scharfsichtiger und mit seelischem Witterungsvermögen begabter Menschen nicht entgeht, berühren sich Feuer und Wasser, Himmel und Hölle, Engel und Teufel. Die Gefährdung und Verführbarkeit gerade des im Sprachgebrauch als „gebildet“ bezeichneten Menschen wird an dieser Grenze offenbar, wenn der Geist — der bloße Intellekt des Nurbegabten —, seiner sittlichen Verpflichtung entwunden, in die Irre geht und seinen Auftrag im Verrat verfehlt, gleichgültig, ob er dabei Technik, Arzttum, Recht oder Religion mißbraucht. Hier entartet „Bildung“ zu einem Mißgebildetsein, und wer sich von dieser Gefahr bedroht sieht, hat allen Anlaß, jeglichen Bildungshochmut abzulegen und sich in Demut vor dem einfältigen Menschen zu beugen, den er „ungebildet“ heißen zu dürfen glaubt, indessen er sich ihm an menschlicher Würde oft weit unterlegen fühlen muß. Denn, wie man in Abwandlung eines alten Sprichwortes sagen kann, auch „Bildung“ (im Sinne nur von Wissen und Können) schützt vor Torheit nicht! Wohl macht die gesellschaftliche Struktur unserer Zeit es nötig, geistiges Leben in vielfältigen Bereichen und im Dienste bestimmter gemeinnütziger Funktionen gesondert zu fördern und zu pflegen, wohl ist es unerläßlich, schöpferischen Menschen nach Bedarf Stille und Abgeschlossenheit zu sichern und Eigenwuchs nicht zu beschneiden, doch immer sollten sich die dem Geiste geweihten Stätten als Erhöhungen, erwünschter und notwendiger Weise sogar als mächtige Erhöhungen, jenes schlichten Lebens erweisen, das im Bewußtsein tiefer sittlicher Verpflichtung dem Auftrage zur Selbstbewahrung in Wahrhaftigkeit getreu bleibt.

Bildung, eine bewußte Pflege der in Verstand und seelischem Vermögen angelegten Geisteskräfte, ist ein jeder sich selbst schul-

dig, doch auch der Gemeinschaft, die darum Anteil an ihrer Förderung nimmt. Was aus ihrem Schoße an höchsten geistigen Werten erwächst, muß zwar notwendig im Verborgenen reifen und will mit Ehrfurcht behütet sein; jedoch ist es nicht zur Einkapselung sondern zu veredelnder Befruchtung berufen und immer wieder frischen Mutterbodens zur Erhaltung und Entfaltung bedürftig. Eine wirkliche Geisteskultur kann auf die Dauer nicht im luftleeren Raume gedeihen, sie muß im Volke wurzeln. Es darf ihr auch mit nichten die Rolle einer bloßen Verzierung zugewiesen werden, die gewissermaßen einen Fremdkörper darstellt, gleichbedeutend mit Sinnentleerung und Entwürdigung. Sie muß sich daher, nicht als Luxus sondern aus Notwendigkeit vorhanden, auch tatsächlich **a u s w i r k e n** in mannigfachen inneren und äußeren Wandlungen, die das menschliche Gemeinschaftsleben und seine Ordnung mit der Zeit unter ihrem Einfluß erfährt.

Den Boden für solche Wirkung aufzulockern, sind die Volkshochschulen berufen, die überall in den Städten, aber auch in zunehmendem Maße auf dem Lande wieder am Werk oder im Entstehen sind. Keinem Einsichtigen ist die Bedeutung der Erwachsenenbildung in einer Zeit des Zusammenbruches nicht nur der altgewohnten **ä u ß e r e n** Lebensbedingungen verborgen. Dienen doch ihre Einrichtungen auf's letzte gesehen der **S e l b s t e r z i e h u n g** durch Lebenserfahrung gereifter Menschen, die wagen, wieder selbst zu denken, um damit ihre geistige Freiheit zu behaupten und eine Erhellung ihres Daseins zu finden. Den suchenden und fragenden Menschen unserer Tage also bietet die Volkshochschule ihre Hilfe an, wobei sie sich jedem Anliegen öffnet, das insonderheit den Menschen als **M e n s c h e n** bewegt. Ist sie doch keine Schule zur Aneignung berufsnotwendigen, zweckhaften Wissens, kein Ersatz für Berufs- und Fachschulen und schließlich weder in der Lage noch willens, ein auf einübende Kleinarbeit gegründetes Wissen und Können zu vermitteln, wie es zum Vorwärtskommen in irgend einem Berufe vonnöten ist; was nicht ausschließt, daß sie auf mittelbare Weise auch hierfür ihre Hilfe leiht. Auch will sie nicht, — bei richtigem Verständnis ihrer Aufgabe — Wissenschaften oder deren Anfangsgründe um ihrer selbst willen oder zu prak-

tischem Nutzen vor ihren Hörern ausbreiten mit der Gefahr, den Mißwuchs einer oberflächlichen Scheinbildung zu fördern. Vielmehr besteht ihr Ziel in einer Erhellung des Lebens, ausgehend von seinen jedermann berührenden Wirklichkeiten und Nöten, wobei das Einzelwissen nur in dem Maße zur Geltung kommt, als es zur Durchleuchtung lebenswichtiger Fragen notwendig ist. Die Volkshochschule darf nicht entfernt eine „Auch-Universität“ darzustellen suchen. Lehrende und Hörende finden sich im gemeinsamen Bemühen zusammen, neben Vorträgen erhält die freie Aussprache ein bedeutendes Gewicht. Vom Fachmanne will man erfahren, welchen Beitrag sein Wissensgebiet zu leisten vermag, einen wichtigen Lebensbereich aufzuhellen und dem Begreifen zugänglich zu machen, sowie seine wesentlichen Tatsachen in den Zusammenhang eines Gesamtverständnisses einzuordnen. Dabei ist wichtig, auch die Grenzen menschlichen Wissens und Könnens jeweils zu erkunden. Geht es doch schließlich darum, sich mit den unser Dasein umfangenden Mächten und Kräften auseinanderzusetzen. Immer aber wird Belehrung in einer auch dem einfachen Menschen verständlichen Sprache gefordert. Um dieses auf hohe menschliche Ziele, auf eine Förderung der Selbsterziehung erwachsener Menschen gerichteten Strebens willen, dem in aller Freiheit und Unabhängigkeit Raum gegeben ist, sprechen wir von einer Volkshochschule. „Gebildete“ und „Ungebildete“, die man in üblicher Unterscheidung hier nicht kennen sollte, finden, daß sie an solchen Pflegestätten freien Geisteslebens im Geben und Nehmen gleichermaßen bereichert werden. Niemals handelt es sich darum, etwa im Sinne der „Schulung“ einer vergangenen Zeit, sich bestimmte und bereit gestellte Endlösungen einprägen zu lassen, vielmehr fördert die freie Aussprache im Kreise einer lebendigen Arbeitsgemeinschaft das geistige Bewegtbleiben inmitten hin und her flutender Erörterung, die jedem einzelnen freistellt, seinen eigenen Standpunkt zu wählen, und die ihn gleichzeitig anhält, die Meinung Andersdenkender zu achten.

Hier soll man die Bildung finden, die man von einer Lebensschule erwartet. Müssen wir uns doch hüten, Bildung mit einem Zustand zu verwechseln, in dem wir als ein lebendig gewor-

denes Handbuch des Wissens vor unsere Mitmenschen zu treten vermögen! **Wahre Bildung** ergreift nicht, wie Öl auf Wasser, Besitz von einer schier unübersehbaren Oberfläche, sondern senkt an jeder Stelle inmitten der Umgebung, in die das Schicksal den einzelnen gestellt hat, die Besinnung wie ein Lot in die Tiefe. **Wahre Bildung** ist nicht mit einem prall gefüllten Sack oder einem prächtigen Kleide vergleichbar, sondern rührt in des Wortes eigenster Bedeutung an das Bildsame im Wesen des Menschen, an die Kräfte, die den eigenen Wuchs unter dem Einfluß der Umwelt lenken, und die, um grüne Blätter und ragende Zweige emporzutreiben, im gleichem Maße Wurzeln in die Tiefe senden müssen. Bedeutet eine Knospe an einem vielleicht nur dürftigen Strauche nicht unendlich mehr als der glänzende Aufputz, in dem ein reich behängter Weihnachtsbaum erstrahlt? Eine wirkliche, persönlich angemessene und eigenwüchsige Bildung zu erzielen macht sich die Volkshochschule in ihrer tiefsten Absicht zur vornehmsten, wenn auch nicht leichten Aufgabe im Geiste des RÜCKERT'schen Sinnspruches:

„In jedem ruht ein Bild, des', das er werden soll,
Solang es das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“

Auch hier wieder die Aufgabe: „Das Unentbundene zu entbinden, die Wasser der Tiefe an die Oberfläche leiten, — die Menschheit harret derer, die solches vermögen!“ Dabei ist neben der Beschäftigung mit den uns bedrängenden wirtschaftlichen, politischen und weltanschaulichen Fragen, neben der Umschau in Geschichte und Natur insbesondere die Heranführung an musische Selbstbetätigung ein wichtiges Mittel seelischer Auflockerung und des Zusichselbstfindens. Welches Armutszeugnis bedeutet es für die „zivilisierten“ Menschen unserer Gegenwart, daß die Volkskunst erstorben ist, über die doch „wilde“ Völkerschaften seit jeher verfügen! Sind wir doch zu Menschen geworden, die nur noch auf irgend einen Knopf zu drücken verstehen, — um dieser Entleerung einen drastischen Ausdruck zu geben.

Nicht nur in den Städten sondern auch auf dem Lande sind Volkshochschulen vonnöten. Abgesehen davon, daß heute die

Landorte mit ehemaligen Stadtbewohnern reichlich bevölkert sind, denen geistige Anregung Bedürfnis ist, ist gerade auch eine geistige Aufschließung der Landbevölkerung selbst ein wichtiges Anliegen der Kulturpolitik, damit ihre Jugend nicht eine Öde des Landlebens flieht, damit sie nicht der Barbarei verfällt. Denn nachdem weithin eine Auflösung der alten Bande stattgefunden hat, die dem Dorfleben ein bestimmtes geistiges Gesicht gegeben haben, ist eine Leere entstanden, die von Nur-Sport oder roher Vergnügungssucht ausgefüllt zu werden droht, anders als in den Städten, in denen doch irgendwie kulturelle Bedürfnisse in weiteren Kreisen lebendig geblieben sind, an die leichter neues angeknüpft werden kann. Auch die veränderten Wirtschaftsbedingungen, denen die Landwirtschaft bei einer ganz neuen Weltlage künftig unterworfen sein wird, machen geistige Aufgeschlossenheit notwendig. Nicht, daß die Volkshochschule auf ihrem Gebiete neue Lehren zu verbreiten hätte; nur darum handelt es sich, die Menschen aufzulockern, daß sie auch in ihrem Arbeitsbereiche neuen Einsichten zugänglich werden. Geistig rege und dem Fortschritt zugewandte Bauernsöhne sollten nicht dem Landleben entzogen sondern zu Trägern eines neuen kulturellen Willens auf dem Lande werden.

Freilich muß man sich klar sein, daß die bei uns weithin übliche Form der Abend-Volkshochschulen, — in denen sich schließlich doch nur von des Tages Arbeit müde Menschen versammeln können, obwohl ihre Bedeutung dessenungeachtet und gerade angesichts des von ihren Hörern gebrachten Opfers nicht unterschätzt werden darf —, allein die ungeheure Arbeit einer neuen Erwachsenenbildung nicht leisten kann. Nach den altberühmten skandinavischen Vorbildern müssen daneben Heimvolkshochschulen immer reichlicher entstehen, deren Wirksamkeit ungleich nachhaltiger ist. Hier sammeln sich junge Leute zu gemeinsamem Leben für die Dauer von 5 bis 6 Monaten; Sammlung, Vertiefung, Austausch ermöglichen selbstverständlich eine wesentlich stärkere geistige Formung als der gelegentliche Besuch von Abendvorträgen und Kursen. Wir dürfen hoffen, auch im Lande Hessen bald über eine erste Heimvolkshochschule zu verfügen, wie sie in anderen Teilen unseres Vaterlandes schon wieder eingerichtet worden sind, be-

rufen zur Mitwirkung, den Auftrag des geistigen Lebens am deutschen Volke zu erfüllen.

Das Problem der Bildung hat Denker und Dichter seit jeher angezogen, sich darein zu versenken. Es braucht nur an GOETHE's Wilhelm Meister oder an KELLER's Grünen Heinrich erinnert zu werden. Und aus dem Erlebnis unserer gegenwärtigen Zeit heraus hat sich ihm in unseren Tagen Hermann HESSE abermals zugewandt und ihm als jüngstes Glied in der Reihe der „Bildungsromane“ sein Glasperlenspiel gewidmet. Mit der Fiktion einer Bildungsprovinz „Kastalien“ versetzt uns der Dichter in eine ferne Zukunft, um wie auf eine verklungene Epoche der Geschichte auf unser eigenes Zeitalter zurückschauen zu können auf das „kriegerische“ oder auch „feuilletonistische“ mit seinen Nöten und Gebrechen. Es ist die Rede vom Versagen und von Bewährung der Geistigen, von ihrem Leben, Schweigen, Verbergen und Verzweifeln vor den Gewaltigen, vom zunehmenden Verfall der Wissenschaft, von der feuilletonistischen Zerstreutheit und Ungesammeltheit des Geisteslebens. Demgegenüber stellt Kastalien eine Gründung vor, nicht unähnlich einem weltlichen Kloster, zur Pflege einer auserlesenen Geistigkeit, die ihren Höhepunkt im Glasperlenspiel erleben läßt, abseits der Welt und unversucht von ihrer Not in edler Einfachheit der Lebensführung. Diese kastalische Provinz gewinnt ihre Existenzberechtigung durch die Ausbildung der Lehrer für den Staat. Die sich ihrem Inseldasein nicht zeitlebens verschreiben, kehren in die Welt zurück. In Kastalien ist man erhaben über das Leben und Treiben der Menschen da draußen, die sich im Kampfe mit ihrer Lebensnot beschmutzen. Man selbst, in der Gefahr des Hochmutes, bildet eine Elite, ohne zu empfinden, daß man vielleicht ein Drohnendasein führt, unterhalten von jener verachteten Welt. Magister Knecht, der Meister jenes wunderbaren Spieles, erscheint als eine besonders reife und edle Frucht dieser Erziehung. In der geistigen Hierarchie steigt er hoch empor, doch verbinden ihn Außendienste und Freundschaften dann und wann mit der Welt der anderen Menschen, in der er mehr und mehr die Wirklichkeit des Lebens erblicken lernt. Auf der Höhe seines Wirkens befällt ihn tiefe Unbefriedigung an diesem Sein,

er nimmt mit einem denkwürdigen Schreiben Abschied, um sich als schlichter Lehrer in die Welt des Alltags zurückzugeben, wo ihn bald ein zufälliger Tod erwartet. LUTHER's tiefe Einsicht ist offenbar auch im Magister Knecht lebendig geworden: „Alles, was wir haben, muß stehen im Dienst. Wo es nicht im Dienst steht, stehet's im Raub.“

Knecht, unbefriedigt von einer abgesonderten Traumwelt des Geistes, die voll auszukosten ihm gegeben war, fühlt sich zum Dienste an dieser Welt gerufen, in der sich der wahre Auftrag des geistigen Lebens zu erfüllen hat. Kennzeichnend ist einer der beigegebenen „Lebensläufe“ Knechts, fiktiver Erzählungen, in denen die jungen Kastalier den Versuch machen mußten, sich mit ihrer Wesenheit in andere Zeitalter zu versetzen. Die köstliche Geschichte vom Regenmacher Knecht spielt in vorgeschichtlicher Zeit und schildert mit wunderbar tiefer Einfühlung das Erwachen des geistigen Menschen inmitten der Umwelt der Primitiven, nämlich in jenem Zauberkundigen und Regenmacher Knecht, der sich, als Trockenheit seinen Stamm in größte Not versetzte, zwecks Versöhnung der Dämonen zum Opfer seines Lebens erbot. Wir erleben hier die Hingabe eines Menschen für die Gemeinschaft, um dadurch, wie in einer Ahnung, den Auftrag des geistigen Lebens in aller Tiefe zu erfüllen. Und wieder klingt das „Stirb und werde“, wieder klingen die Worte von der immerwährenden Umschaffung des Geschaffenen an unser Ohr, wenn HESSE in den eingestreuten „Stufen“ zu ständiger Abschiedsbereitschaft von allem Errungenen auffordert:

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe
Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
In neue, andre Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.

Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.
Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegenschenden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden ...
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!

Wandlungen Gießener Lebens in 7 Jahrhunderten.

Von K. Glöckner.

Den Bauern der Gemeinde Selters, die ums Jahr 1100 von ihrem Dorfe über dem heutigen Postamt ins Land schauten, bot sich eine prächtige Aussicht: Von Dutenhofen im Süden bis zum bewaldeten Rodberg im Norden, von den kleinen Wäldern im Westen auf der Hard bis zu dem mächtigen Wiesecker Forstgebiet, das von Wieseck bis an den Nahrungsberg, den Aulweg und südöstlich bis zum Limes reichte, erstreckte sich ein gewaltiges Meer grüner Wiesen. Es war bestanden von einzelnen Baumgruppen, unterbrochen nur von Wasserlachen, Morast und den „Gießen“, wie man die Bachläufe der Wieseck nannte; nur an den Rändern war das Gelände benützt als Wies- und Weideland der Gemeinden Selters, Kroppach (rechts der Straße nach dem Windhof), Achstadt (westlich am Rodberg) und Wieseck; im übrigen aber war es Ödland, das als Eigentum des Landesherrn galt. Hier hatte die Rodung und Kolonisationsarbeit des Mittelalters Halt gemacht, auch der Verkehr mied die feuchte, oft Überschwemmungen ausgesetzte Niederung. Der Süd-Nordverkehr aus der Wetterau nach nach Niederhessen suchte sich zwischen dem Dünsberg im Westen und den Wäldern des Vogelsberges im Osten drei Hauptdurchgangsstellen: über Grünberg, über Großenbuseck — Allendorf — Nordeck und, westlich der Lahn, über den Fuß des Gleibergs und den Krofdorfer Forst. Diese Straßen waren für die Landgrafen von Thüringen und Hessen von größter Wichtigkeit in ihrem Kampfe um die niederhessischen Gebiete, auf die das Erzstift Mainz alte Ansprüche erhob. Im 12. Jahrhundert sperrte der Landgraf die Grünberger Straße durch die Erbauung der Burg Grünberg (1187); er beherrschte auch den mittleren Durchgang mit Hilfe der schon früh von ihm abhängigen Burg Nordeck. Für Mainz blieb also

am Ende des 12. Jahrhunderts nur noch die westliche Straße offen, da die Grafen von Gleiberg in guten Beziehungen zum Erzbischof-Kanzler standen.

Allerdings bedeutete diese Straße für den, der vom Süden kommend nach Amöneburg wollte, einen Umweg und doppelten Übergang über die Lahn; es konnte nicht ausbleiben, daß auch der seit Barbarossas Tagen ansteigende Handel nach einem kürzeren und bequemerem Weg durch die Wieseckniederung bei den Gießen suchte. Darum wurde hier die Wasserburg Gießen gebaut und der Wiesecklauf zum Burggraben geregelt; nunmehr konnte über die Zufahrtwege zur Burg auch der Wagen des Kaufmanns die Niederung passieren. Im Jahr 1197 hören wir zuerst von dieser Burg, als sich Gräfin Salome von Gleiberg nach Gießen benennt, wo sie offenbar ihren Witwensitz hatte. Unter der Herrschaft ihrer Erben, der selten auf Gießen weilenden Pfalzgrafen von Tübingen, entwickelt sich die Stadtgemeinde, deren Anfänge uns in der Urkunde von 1248 begegnen, die den Anlaß zu unserem Stadtjubiläum bietet: Der Schultheiß des Pfalzgrafen, die Schöffen und alle Burgenses zu Gießen stellen im Gerichte vor ihrer Kapelle eine Urkunde aus über Güter zu Steinbach. Weder die Stadt als solche noch der Bürgermeister werden genannt, der Schultheiß ist Beamter, die Schöffen sind die Burgmannen des Pfalzgrafen, dessen Förster und Münzer sich ihnen anschließen; auch das Siegel ist pfalzgräfllich: man versteht es also, daß bei der Gründung des Rheinischen Städtebundes im Jahr 1255 Gießen neben Wetzlar und Grünberg noch nicht genannt wird. Aber die Bürger sind schon 1248 da, und wenn auch, wie in anderen Kleinstädten unseres Landes, die Organe der Selbstverwaltung, Bürgermeister und Rat, erst im 14. Jahrhundert auftreten, so sitzt doch schon 1255 ein „Heinrich genannt Schmied“ neben dem Burgmannen unter den Schöffen des Gerichts, die zunächst auch für die Gemeindeangelegenheiten zuständig waren.

Das kaufmännische Patriziat, das sonst zumeist die Stadt und den Rat bestimmt, fehlt bei uns. Denn Gießen war kein Handelsplatz; sein Markt ist im Vergleich zu dem Butzbacher, Grünberger oder Friedberger sehr schmal, er dient nur dem örtlichen Bedarf;

die Nord-Südstraße windet sich durch Engpässe, die — mehr noch als die Burg — Verkehrssperren sind; die Sackgassen sind überaus zahlreich. Immerhin aber gibt es schon 1280 ein Hospicium publicum, und der Stand der Fuhrleute wird im 16. Jahrhundert vom Landgrafen neben den Bauern und Webern als der wichtigste bezeichnet. Auch das Gewerbe ist lange Zeit unbedeutend. Es ist kein bloßer Zufall der Überlieferung, wenn die Zünfte erst im späten Mittelalter erscheinen; die nach den Walkern und den Löhern benannte Wolken- und Löwengasse gehören zur spätmittelalterlichen Stadterweiterung. Erst damals begann der Aufschwung der Gießener Wollweberei. Gewiß war das Handwerk von Anfang an da, aber der wichtigste Nahrungsweig war und blieb bis ins 19. Jahrhundert die Landwirtschaft, wie denn auch die „Kühgasse“ (heute Marktstraße und Wettergasse) zur ältesten Stadtanlage rechnet.

Im Gegensatz zu vielen anderen jüngeren Städten, z. B. Friedberg, hat daher Gießen eine außergewöhnlich große Gemarkung mit interessanter Geschichte. Die landwirtschaftlich nicht benützte Niederung gehörte, ebenso wie der Wiesecker Wald im Osten, dem Grafen. Er stellte nicht nur den Boden für die Siedlung, sondern auch das erste Ackerland zur Verfügung, vor allem den ältesten Teil der Gemarkung, das Alte Feld, das in dem Wiesecker Wald gerodet wurde. Drei Nachbarsiedlungen gingen mitsamt ihren Gemarkungen in Gießen auf: schon im Mittelalter Achstadt und Kroppach, etwas später Selters. Die Einwohner wurden in Gießen frei, betrieben aber ihre Landwirtschaft auf ihren Feldern weiter. Die weit auseinanderliegenden Flurteile im Norden, Westen und Süden wurden durch Urbarmachung der Talaue miteinander verbunden und durch Rodung im Wiesecker Walde nach Osten erweitert. So ist die älteste Geschichte Gießens ein Abschnitt der mittelalterlichen Innenkolonisation.

Von Anfang an hatte Gießen militärische Bedeutung, für Mainz, gegen Hessen. Kein Wunder, daß auch hier der Landgraf rasch zupackt, indem er 1265 die Stadt von dem Tübinger Pfalzgrafen erwirbt. Zwar versuchte dann Mainz wiederholt, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. Die vorübergehende Eroberung Gießens durch

kurfürstliche Truppen beantwortete der Landgraf mit der Befestigung der Stadt, bei der bereits 1325 eine Neustadt zu gleichem Recht entstanden war. Gleichzeitig erbaute er ein neues landesherrliches Schloß, das einen Eckpfeiler des Mauerringes bildete und den Übergang der ersten Burganlage hinter der Stadtkirche in die Hände der Burgmannen beschleunigte. Dies neue Schloß entstand um 1330, diente dem Landgrafen gelegentlich als Residenz, später als Regierungsgebäude und ist für uns das sogenannte „Alte Schloß“ geworden.

Zweihundert Jahre später erweiterte Philipp der Großmütige die Stadt Gießen als den wichtigsten Vorposten Hessens gegen Süden zu einer Festung und baute sich in dem landgräflichen Nordostviertel eine schlichte, doch ungemein malerische Residenz, das „Neue Schloß“ (1530). Die heutige „Neustadt“, der Seltersweg, die Walltorstraße wurden in den Bereich der Wälle einbezogen, die auf dem Boden der jetzigen Anlagen die Stadt umgaben und später (bis 1750) mit Schanz- und Mauerwerk gemäß der französischen Festungsbaukunst erweitert wurden. Auch das stattlichste Gebäude Altgießens war militärischer Art: das Zeughaus von 1586, in dessen mächtiger Halle die hessische Artillerie ihren Standort hatte.

Die kirchlichen Bauten Gießens sind unbedeutend. Die 1248 erwähnte Pankratiuskapelle war ein Filial der Pfarrei Selters; doch wird der dortige Pfarrer wie mancher Bauer bald seinen Wohnsitz nach Gießen verlegt haben, sodaß man frühzeitig von einer Pfarrei Gießen sprach. Für ein Kloster war in der engen Stadt kein Raum, auch das Spital fand erst auf später bebautem Boden, am Eingang des Seltersweges, seinen Platz.

Der Aufschwung, den die deutschen Städte im 15. Jahrhundert nahmen, ist auch in Gießen deutlich spürbar: Aus dieser Zeit stammen der stattliche, wenn auch im Stile der oberhessischen Dorfkirchen gehaltene Kirchturm, das alte Rathaus, der Burgmannenbau Leib und einzelne Bürgerhäuser (Doppelhaus Bette). Damals erhielt die Stadt auch ihre Schule, in deren Oberklasse bald auch Latein gelehrt wurde, wie das in den Schulen von Laubach, Butzbach und Nidda der Fall war.

Unter den Scholaren Butzbachs treffen wir auch Daniel Greser, den nachmaligen ersten Gießener evangelischen Pfarrer, dessen Selbstbiographie ein überaus farbenfrisches Zeitbild gibt. Daniel war 1504 in Weilburg geboren und wurde im Hause seines geistlichen Onkels, Stiftsherrn der Weilburger Kirche, erzogen, der natürlich aus dem Neffen einen Geistlichen machen wollte. Der Knabe wurde auf die Lateinschule nach Butzbach geschickt und war da nicht wenig stolz darauf, daß sein Rektor Briefe mit dem berühmten Erasmus wechselte. An der Kasseler Schule drang er tiefer in die lateinische Grammatik, dann trieb er Griechisch in Gotha und an der Hochschule in Erfurt, studierte von den Einkünften einer Weilburger Kirchenpfründe Theologie in Mainz und hielt seine erste Messe in seiner Vaterstadt. Er war kleiner Dorfpfarrer, als er mit der Reformation bekannt wurde. Zu neuem theologischem Studium bezog er die 1527 gegründete protestantische Universität Marburg, wo er bald auch predigte und Vorlesungen hielt. Von hier wurde er 1532 auf die Pfarrei Gießen berufen.

Der Übergang zum evangelischen Bekenntnis vollzog sich in Gießen reibungslos; Greser war vollkommen frei von der theologischen Streitlust jener Tage; sein Ernst und seine patriarchalische Beschaulichkeit übt noch heute starke Anziehungskraft aus.

In jener sozial und religiös tief erregten Zeit schlugen wohl auch die gelassenen Gießener einmal über die Stränge: auch hier wurde wie sonst in Hessen eine Art Konzil eingerichtet aus den Gemeindeältesten, welche die Sittenpolizei ausübten und deren Strafgewalt bis zum Ausschluß aus der Gemeinde gehen sollte, eine Strafe, die aber gottlob nicht verhängt zu werden brauchte. Das Pfarramt in Gießen brachte auch andere Sorgen. Wir hören, „wie Gießen selten ohne Pestilenz ist, weil die Landstraße dadurch nach Frankfurt geht, und aus Reußen und Preußen und allen Landen die Frankfurter Meß besucht wird.“ Geht der Pfarrer dann zu den Kranken, um sie zu trösten, so braucht er sein „electuarium“ (Latwerg), das er sich selbst bereitet, nimmt ein Stück Angelica (Aromatische Engelwurz) in den Mund, „schmirete auch den ober Knebelbart mit Essige, daß ich denselben zu mir schnupper . . . auch

nam ich ein Schwemlin in Essig getunkt in die Hand, daß ich bey den Kranken daran richen kunte.“ Im Jahre 1542 folgte Greser einem Rufe des Herzogs Moritz von Sachsen als Hofprediger nach Dresden, „wiewohl ich von Gießen nicht gern bin abgezogen, sintemal ich allda nicht allein eine gute Besoldung gehabt und in ziemlichem guten Vorrat gesessen bin, welchen ich samt meinem eigenen Hause, Äcker, Wiesen, Gärten, auch Vieh und mancherley Hausrat mit Schaden habe gelösen müssen, da ich besser als hier in Dresden habe auskommen können; sondern bin gewißlichen allda auch lieb und wert gehalten gewesen und haben mich die zu Gießen nicht gern verloren. Jedoch, als ich gespüret, daß es Gottes Wille also, hab ich dem Befehl des Landgrafen gehorchen müssen und bin also im Namen Gottes gen Dresden kommen.“ — Zwischen den Zeilen von Gresers Bericht erkennt man deutlich, daß die mittelalterliche Lebensform auch über das 16. Jahrhundert hinaus in Gießen weiterbesteht. Auch als 1607 Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt die Universität als neues Bollwerk der Lehre Luthers gründet, sozusagen als Ersatz für das reformiert gewordene Marburg, war Gießen noch eine kleine mittelalterliche Landstadt mit etwa 3000 Einwohnern.

Nun aber sollte Gießen im Ernste zur Stadt werden. Zwischen dem alten und dem neuen Schloß baute der Landgraf die Universität, nicht schöner, aber stattlicher als die beiden Schloßbauten waren. Für die Vorschule der Universität entstand der mächtige Fachwerkbau des Pädagogs, das den Vergleich mit dem Marburger nicht zu scheuen brauchte; als vornehmes städtisches Viertel wurden auf landesherrlichem Boden die Neuen Bäume angelegt, die als Wohnviertel der Professoren geplant waren. Auch in der Stadt erhoben sich nun hübsche Bürgerhäuser im ländlichen Fachwerk, so im besonderen die alte Hirschapotheke am Markt. Gießen war damals auf dem Wege, die Stadt des stil- und charaktervollen Fachwerkbauens zu werden, wenn nicht manchem Bürger unsres bescheidenen Städtchens der Kredit ausgegangen und der Aufschwung im 30jährigen Kriege vernichtet worden wäre.

Mit der Universität kommen neue Menschen, Professoren und Studenten, die zusammen vor dem Kriege wohl über 300, also 10%

der Bevölkerung, ausmachen. Sie bringen eine neue Welt mit sich, die durch ihr akademisches Standesbewußtsein, eigenes Gericht und Privilegien sich abseits des kleinbürgerlichen Lebens stellt. Dem ländlichen Genius Loci können freilich auch die Professoren sich nicht entziehen: Sie haben teil an der Gemeindejagd, dem Gemeindewald und -land, und ihre Kühe und Schweine weiden mit denen der Bürger am Gemeindewald, dem „Trieb“.

Im Gefolge der Universität kommen die Buchdrucker nach Gießen; 1605, im Gründungsjahr des Gymnasiums, beginnt N. Hempel, 1607 Chemlin zu drucken; beide Häuser vereinigen sich später und bestehen, wenn auch unter wechselnden Besitzern und Namen, bis zur Gegenwart. Auch eine unserer mechanischen Werkstätten kann ihren Ursprung bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückdatieren. Mit der hohen Ziffer der Gießener Brauereien belasten wir das gemeinsame Konto der Studenten, Fuhrleute und — wegen des ungesunden Trinkwassers — der Gesundheitspolizei.

Die innere Entwicklung der Universität soll hier nicht erörtert werden. Nur die Aufklärung, deren Wirkung auch auf das Leben der Stadt ausstrahlte, darf nicht übergangen werden. Sie brachte 1750 die erste Zeitung nach Gießen, das „Gießener Wochenblatt“, das 1790, also am Beginn der Französischen Revolution, zu einem „Intelligenzblatt“ aufrückte, dann (1800) am Anfang der napoleonischen Zeit, zu einem schlichten „Anzeigungsblatt“ wurde, aus dem nach den Befreiungskriegen der täglich erscheinende „Gießener Anzeiger“ erwuchs.

Mit der Aufklärung weht frischer Wind ins Studentendorf und fegte es aus. Humorvoll milde ist Frau Ajas Kritik in dem Briefe an Max Klinger, den in Gießen studierenden Freund ihres Sohnes: „Leben Sie wohl, so wohl es sich in Gießen leben läßt. Ich meine immer, es wäre von euch Dichter eine Kleinigkeit, alle, auch die schlechtesten Orte zu idealisieren; könnt ihr aus nichts etwas machen, so müßte es doch mit dem Sei-bei-uns zugehen, wenn aus Gießen nicht eine Feenstadt zu machen wäre.“ Ob Frau Aja Gießen unter die schlechtesten Orte rechnet, wo man zum Aufbau den Leibhaftigen braucht? Kennen mußte sie es durch ihren Gat-

ten, der dort promoviert hatte, und durch ihren Sohn, der bekanntlich in seinen Wetzlarer Tagen nach Gießen zu seinem Freunde Höpfner herüberkam. Aber es ist keineswegs sicher, ob sie es wirklich so meinte. Ganz unzweideutig urteilt C. F. Bahrdt, der durch seine radikale Theologie und sein untheologisches Leben es zur Berühmtheit brachte: „Gießen ist ein kleines Städtchen mit noch nicht einem Dutzend moderner Häuser; auf den Gassen liegt Schmutz, vor den Häusern der Misthaufen, keine Straße ist gerade; die Wälle, die man demolieren sollte, sind höher als die Häuser.“ Doch können wir Bahrdt nicht einmal als voreingenommen abtun; er lobt auch das Gießener Leben, das ihm in guter Erinnerung blieb wie so vielen akademischen Lehrern, die von größerer Wirkungsstätte aus gern an ihre Gießener Jahre zurückdenken: „Der Gießner Ton war wirklich tadellos. Man lebte nicht bigott, aber man war auch durchaus von Frechheit entfernt . . . Mit einem Wort, es herrschte in Gießen wahre Sittsamkeit, bei einem wahren und munteren Umgang.“ Nur zu einmütig ist das Urteil über die Studenten, und Goethe ist noch milde, wenn er äußert, er habe sie wohl für seine Fastnachtsspiele brauchen können; seinem herben Freunde Merck aber „verdarb ihr Anblick bei Tage und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor.“ Immerhin darf Gießen sich damit trösten, daß es anderswo fast genau so zugeht. Erst als die Ideale Fichtes, der Romantik und der Burschenschaft von der Jugend Besitz ergriffen, kam der Umschwung, und die Gießener Studenten, zumal der Kreis der „Unbedingten“ um Karl Follen, haben mit diesen Idealen die sittliche Erneuerung in einem beinahe tragischen Ernste begonnen, von dem der Gießener „Ehrenspiegel“ und die bitteren Schicksale der Bewegung ein deutliches Zeugnis ablegen.

Es ist üblich, die Rheinbundszeit als Zeit des Niedergangs zu schelten. Das war sie für Hessen, für Gießen im besonderen, durchaus nicht. Sie legt hier die baufällige Pankratiuskirche nieder, sie sprengt endlich die Wälle; die Stadt entdeckt, daß sie an der Lahn liegt, der vordere breite Abschnitt des Seltersweges wird bebaut, der äußere Teil der Neustadt und der Walltorstraße folgen. Die ehemaligen festen Tore wandeln sich zu geschmackvollen Tor-

häuschen, in denen man den städtischen Oktroizoll erhebt. Die aus dem Abbruch gewonnenen Steine werden verwandt zu dem Bau einer Frauenklinik in der Senckenbergstraße, der sogenannten Accouchieranstalt, in die später das Landwirtschaftliche Institut zog; aus demselben Baumaterial entsteht später die Stadtkirche (1826) mit ihrem würdigen, in klassischen Formen gehaltenen Innenraum und die Alte Kaserne in der Liebigstraße (1819-1821), die aber nur wenige Jahre militärischen Zwecken dient, bis das Regiment wegen schwerer Reibereien mit den Studenten nach Worms verlegt wird. Diese Kaserne wird dann zur unerfreulichen Unterkunft für das „Akademische Krankenhaus“, also die Universitätskliniken, später für eine bunte Reihe von Behörden und Schulen. Eines der sie flankierenden Wachhäuschen hat es zum Weltruhm gebracht, indem Liebig es als sein Laboratorium einrichtete. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstehen entlang der „Chaussee“, der heutigen Frankfurter Straße, eine Anzahl von Privathäusern, deren gelehrte Bewohner (Liebig, C. A. Credner, R. v. Jhering u. a.) sich am ländlichen Idyll ihrer Gärten und dem herrlichen Ausblick ins Lahntal erfreuen konnten, den die spätere Bebauung uns völlig genommen hat. Auch die benachbarte katholische Kirche (1840) und das Zollamt (1834 zuerst Gefängnis) gehören noch dieser Baugruppe an; nur wenig jünger (1845) ist das leicht gotisierende Anatomische Institut, dem 1863 das anspruchsvoller auftretende Postamt sich wenigstens anzugleichen sucht.

Schon vor der Rheinbundszeit war die alte Gießener Weberei zurückgegangen; dem Webstuhl ist daher, trotz einzelner Versuche, in Gießen die Webmaschine nicht nachgefolgt, wie das in Alsfeld oder Schlitz geschah. Die Wirtschaftspolitik der Nachbarstaaten führte jedoch die Tabakfabrikation nach Gießen, wohin Georg Wilhelm Gail 1812 seinen Betrieb verlegte, als ihm das Nassauische Staatsmonopol die Arbeit in Dillenburg unmöglich machte. Seinem Beispiel folgten bald G. H. Schirmer, J. B. Noll und mehrere andere. Damals machte ein unternehmungslustiger Handwerker auch den ersten Versuch mit der Verwertung der Tonlager, scheiterte dabei und hinterließ die Fortführung dieser Aufgabe der Firma Gail.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollendet sich mit dem Ausbau des Verkehrsnetzes der Übergang Gießens von der Land- zur Gewerbestadt, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begonnen hatte. Das Gaswerk wird 1856 durch die bekannte Augsburger Firma Riedinger nach den Plänen eines englischen Ingenieurs errichtet. Aus kleinen Betrieben erwuchs, gleichfalls zunächst unter englischer Leitung seit 1860 das Braunsteinbergwerk zu einem Großunternehmen (Fernie und Co., später Krupp). 1875 wurde am Endpunkt der Lahnkanalisation (bei der späteren Margaretenhütte) ein Hochofen angeblasen, 1876 eröffnete Heyligenstaedt seine Metallwarenfabrik, etwas später entwickelte H. Schaffstaedt, der in Gießen als Schlosser begonnen hatte, sein Werk zu europäischer Bedeutung. Zahlreiche andere handwerkliche Betriebe wurden zu industriellen Unternehmungen, die Tabak- und Zigarrenindustrie breitete sich von Gießen auch über die ländliche Umgebung aus. Große Viehmärkte zeigten Gießen als Mittelpunkt auch für die Landwirtschaft.

Nach der Jahrhundertwende verlangsamte sich das Tempo; immerhin entstehen noch 1909 und 1911 die beiden großen Werke von Bänninger und Poppe. Andererseits aber verlor die Zigarrenindustrie den amerikanischen Markt, der Hochofen der Margaretenhütte erlosch und das erschöpfte Bergwerk schrumpfte zusammen.

Alt-Gießen modernisierte sich: Auf dem Gelände der Wälle wurden nach 1870 die Anlagen um die Stadt geführt, aus dem „Reichen Sand“ wurde die Bahnhofstraße, die den malerischen Felsenkeller beiseiteschob, um hinauf zum Bahnhof zu gelangen; und wenn die neue Plockstraße auch etwas kurz geriet, so ward die Ludwigstraße dafür um so länger. Sie wurde die Hauptachse des Stadtteils, der östlich der Anlage mit dem neuen Vorlesungsgebäude als Mittelpunkt seit 1880 entstand, geradlinig, nüchtern, unpersönlich (trotz ihrer Einzelhäuser) und anspruchsvoll, wie jene Zeit es liebte. Die Stadtverwaltung baute 1883 das Wasserkwerk, 1900 das Elektrizitätswerk, 1906 die Kanalisierung, 1909 die elektrische Straßenbahn.

In den nach 1900 angelegten Stadtteilen wandelt sich das Straßenbild: In der Nord- und Ostanlage, der Moltkestraße, am Nahrungsberg, in der Wilhelm- und Liebigstraße herrscht das mittelgroße Einzelhaus; es hat seinen Vorgarten, strebt nach künstlerischer Form, die freilich noch kostspielig und dem Wohlhabenden vorbehalten ist. Erlesener Geschmack und Zweckmäßigkeit verbinden sich in den Bauten der Universitätsbibliothek (1904) und des Theaters (1907). Bald folgen auch die Kliniken im Südviertel, die um 1880 mit betonter Nüchternheit begonnen hatten, dem guten Beispiel nach. Die Jahre nach dem ersten Weltkrieg zwingen zur Sparsamkeit, fördern den Ein- und Zweifamilienbau, an dem sich sowohl private Baugenossenschaften wie die Stadt auf ihrem weitschauend erworbenen Grundbesitz beteiligen. Allenthalben stehen die schmucken Häuser dieser Bauperiode, im Süden und besonders auch im Osten zu freundlichen Gruppen vereint.

Schon vor dem Aufschwung des modernen Gewerbes hatte die Rheinbundszeit aus militärischen Gründen die Wege verbessert. Die neuen Straßen bevorzugten nun endgültig die Täler und strecken sich gerade. Auf manchem alten Wege wurde es bald vollends still — am Alten Steinbacher, Rödger, Wetzlarer, Marburger Weg, am Napoleonsstock bei Oberkleen und an der Straße durch den Krofdorfer Wald. Als erste Linie wurde nach dem Muster der Straßen Napoleons die „Chaussee“, der alte Nord-Südweg, ausgehauet; ihr folgte in den dreißiger Jahren die Grünberger, später die Wetzlarer Chaussee: so modernisierte sich das alte Verkehrskreuz, in dessen Schnittpunkt Gießen liegt. Für die Gießener Poststation wurde in der Walltorstraße (Nr. 48) die weitläufige Alte Post errichtet, der mancher illustre Gast eine gute Erinnerung bewahrte, auch wenn ihn dort nur der Zufall festgehalten hatte.

Der Straße folgte die Bahn, und zwar wiederum die Nord-Südlinie als erste. Sie kam von Kassel, hatte 1849 am Oswaldsgarten ihren Haltepunkt, verlegte ihn aber an die Liebigstraße, und schloß bald mit ihrem Bahndamm den kaum freigegebenen Blick in das Lahntal wieder ab. Nach 1900 wanderte der Bahnhof noch etwas weiter südlich; der sonnige, weit in die Ferne schauende Westhang, von dem einst das Dorf Selters hinab auf die Lahn

schaute, verbreiterte sich nun zu dem rauchenden und lärmenden Bahngelände, das von der alten Schönheit nur noch einzelne, fast in „Marokko“ gelegene Reste bewahrt hat (an der „Lahnlust“). Sehr früh sucht Gießen Anschluß an die Industrie des Rhein- und Ruhrgebietes: 1860 wird die Stadt von der Lahnkanalisation erreicht, die heute mit der Auffüllung ihrer schmalen Schleußen in Wetzlar ein klangloses Ende gefunden hat, nachdem die Gießener sie schon längst vergessen hatten. Weit wichtiger als diese schon von Anfang an veraltete Strecke wurde die 1866 eröffnete Bahnlinie Gießen—Wetzlar—Köln; sie ist die Nachfolgerin der mittelalterlichen Höhenstraße Wetzlar—Köln, so wie die Koblenzer Linie die ins straßenarme Lahntal umgelegte alte Hessenstraße vom Rhein nach Thüringen darstellt. Deren Fortsetzung über Gießen hinaus nach Osten wurde aber nicht die Eisenbahn Gießen—Alsfeld, die bei dieser Stadt nach Fulda als ihrem lokalen Ziele sich hinwendet, sondern die Autobahn, die über Alsfeld hinaus ostwärts bis in die Nähe Hersfelds führt, wo die Abzweigung nach Thüringen geplant war. Die südliche Randbahn des Vogelsbergs nach Gelnhausen ist nicht die einst projektierte Verbindungslinie Bayerns mit dem Industriegebiet geworden, weil die Anschlußlinie durch den Spessart nicht zustande kam. Seit 1885 ist unser Bahnnetz ausgebaut; als Nachzügler kommt 1898 noch das Bieberlieschen dazu.

Die Hochschule machte das Wachstum der Stadt mit und förderte es: sie zieht vom Brandplatz nach der Liebig- und Ludwigstraße und gestaltet seit 1880 das ganze Südviertel neu. Sie befruchtet das wirtschaftliche Leben der Stadt, aber auch die Stadt bringt für ihre Universität bedeutende materielle Opfer. Sie betrachtet die Hochschule als ein Stück von sich selbst; sie feiert ihre Feste mit und nimmt teil an ihrem geistigen Schaffen. Die alte Kluft zwischen Bürgern und Gelehrten schließt sich. Industrie und selbst manches kleinere Gewerbe setzt nicht nur Geld, sondern vor allem den Geist voraus; andererseits nähert sich die Wissenschaft dem praktischen Leben. Gerade die Gießener Hochschule war auf diesem Wege schon vorangegangen: sie hatte schon 1777 eine Ökonomische Fakultät für Staats- und Forstwirtschaft, Tech-

nik und Landbau; 1828 nahm sie die Veterinärmedizin, 1831 die Forstwissenschaft in ihre Fächer auf, seit 1837 war sie zugleich technische Hochschule, und Liebig's Arbeit wurde eine mächtige Brücke zwischen Wissenschaft und Leben. Gleichzeitig regte sich der politische Sinn. Der führende Nationalökonom der Hochschule, Crome (1787—1831) wollte mit Hilfe des Rheinbundes die Kleinstaaterie überwinden, strebte nach der deutsch-französischen Verständigung, und der leidenschaftliche Patriotismus der Befreiungskriege setzte sich in Gießen nur langsam durch. Die Gießener Burschenschaft, zumal die Gruppe um K. Follen, betonte neben ihrer teutschen auch ihre demokratische Gesinnung, in der sich Bürger und Studentenschaft zusammenfanden. So spielte denn Gießen auch 1848 unter dem Einfluß von Männern wie Carl Vogt, dem „roten“ August Becker, den Brüdern Georg, Ludw. und Alex. Büchner eine führende Rolle in der demokratischen Bewegung; auch der Gefreite Justus Liebig hat damals in der Bürgergarde mit-exerziert. Im Geiste solcher Gesinnung ist W. Liebknecht (geb. 1826 in Gießen) aufgewachsen, der allerdings 1848 im badischen Aufstand schon zur Waffe griff. Darin folgten ihm die Gießener nicht; bei aller Freiheitsliebe sind sie zu sachlich, um sich für Extreme zu erwärmen. Ein solches Extrem war für viele auch Bismarck und seine preußische Expansionspolitik. Die Kleindeutschen waren im Großgewerbe und wie an allen Universitäten, so auch an der Gießener vertreten. Im ganzen aber war die Bevölkerung froh, der drohenden preußischen Annexion zu entgehen und bewahrte bei aller Freude über das neue Reich doch das Bewußtsein ihrer Eigenart. Das Leben war hier freier und menschlich wärmer als etwas weiter nördlich. Das spiegelte sich vielfältig im kleinen wieder, etwa in der feinen Szene, in der H. F. Klein den Besuch des ersten preußischen Leutnants im Lotzekasten oder Agnes von Zahn-Harnack das Leben ihres Vaters in Gießen schildert (Gießen 1248—1948, S. 141 ff.). Es zeigte sich vor allem aber auch in dem gesamten Leben unserer Hochschule, die in der Zeit, da der Staat seinen Einfluß auf das geistige Leben verstärkte, sich als eine freie Republik der Gelehrten behauptete und damit man-

chen bedeutenden Gelehrten hier einführte und festhielt, dessen wissenschaftliche Überzeugung anderswo Bedenken erregte.

Allenthalben in der Öffentlichkeit arbeiteten Gelehrte und Bürger zusammen in der Förderung des geistigen Lebens; im Oberhessischen Geschichtsverein, in den Vereinigungen für Natur- und Heilkunde, für Erd- und Völkerkunde, in der Lesehalle, in der Volkshochschule, in freien Vortragsreihen, im Theaterverein, der dem Stadttheater voraufging und es mitbegründete, in dem jungen Kunst- und in dem alten Konzertverein von 1792, der sich rühmen darf, den großen Juristen Jhering als Vorsitzenden gehabt zu haben.

Der erste Weltkrieg hat die materielle und geistige Blüte der Stadt Gießen nur vorübergehend unterbrochen. Seit 1925 fühlten wir einen neuen, starken Auftrieb, von dessen Höhepunkt 1928 Professor Dr. L. Rosenbergs schöne Monographie der Stadt und Universität Gießen mit berechtigter Befriedigung in die Vergangenheit und mit Zuversicht in die Zukunft schaut.

Dann vernichtete die Politik, was Klugheit und Fleiß in Jahrhunderten geschaffen hatten. Die Katastrophe hat Gießen doppelt hart betroffen, materiell und geistig. Die Preisgabe der Universität, der Verlust der Bibliothek, das bittere Schicksal geretteter Bücherbestände hat vielen von uns schwereres Leid zugefügt als der Brand der Stadt; wir können nicht verschweigen, daß mitschuldig an dem jähen Tode Professor A. Götzes die rücksichtslose Entführung seiner Seminarbibliothek gewesen ist.

Gießen wird nie aufhören, seiner Universität nachzutruern, und nur eines kann diese Trauer mildern: der großzügige Ausbau der Justus-Liebig-Hochschule und der Medizinischen Akademie zu Forschungsstätten, die Wege weisen bei der ungeheuren Aufgabe, unseren Boden zu erschließen und uns Ernährung, Leben und Gesundheit zu sichern.

Lassen Sie uns aber auch nicht vergessen, daß die Katastrophe unserer Stadt das nicht hat nehmen können, worauf von Anbeginn ihr Leben beruhte: die Lage inmitten eines gesegneten Landes an einem wichtigen Verkehrskreuz. Heute im Unglück ist diese Lage

noch wichtiger geworden; Gießen ist das geographische Zentrum des Hessischen Staates: rund 100 km trennen Gießen von Kassel im Norden, von Heppenheim im Süden, und auch auf der West-Ostachse Limburg—Fulda hält Gießen die Mitte. Indem sich Deutschlands politisches Schwergewicht nach dem Westen verschob und Frankfurt wie in der Karolingerzeit wieder zum Mittelpunkt Deutschlands wurde, ist auch Gießens Bedeutung gestiegen. So stark wie in unseren Hauptverkehrsadern pulsiert das Leben nicht in einem Todkranken; unsere Vaterstadt ringt schwer mit der Not, aber sie wird den Kampf gewinnen, wenn sie sich nicht selber aufgibt.

(Nach einem Vortrage, gehalten bei der 700-Jahrfeier der Stadt.)

Jean Pauls Hochzeitgedicht.

Hugo Hepding zum 70. Geburtstag.

Von Ernst Küster (Gießen).

Unter den Jean-Paul-Manuskripten der Autographensammlung, über deren Inhalt und Schicksal ich früher ¹⁾ kurz berichtet habe, befindet sich als besonders wertvolles Stück die Handschrift des aus der „Herbstblumine“ bekannten „Hochzeitgedichtes“. „Dieses nur für die Gelegenheitsleser 1792 gedruckte Gelegenheitsgedicht wurde im Namen einer Freundin O. gemacht, welche der ihrigen St., die zugleich eine Waise, eine Dichterin und schön und edel war, dieses Blättchen auf den Traualtar legen wollte.“ — Diese Erklärung schickt Jean Paul 1810 im ersten Bändchen der „Herbstblumine“ der „Gesammelten Werkchen aus Zeitschriften“ dem VII. Abschnitt voraus ²⁾; die Freundin O. war Friderike Otto, die Schwester von Christian Otto, dem Freunde Jean Pauls — und die Empfängerin der Widmung hieß Sturm, wie es aus dem uns vorliegenden Blatt hervorgeht.

Das Wort „Hochzeitgedicht“ darf nicht irreführen: Jean Paul, der sich selber nur als „Prosaisten“ gelten läßt, hat die vorliegende Traumdichtung, obwohl sie in Prosa abgefaßt ist, mit ähnlichem Rechte als Gedicht bezeichnet, wie die aus der nämlichen „Herbstblumine“ bekannten Aphorismen als Polymeter. Über die „Gedichte“ Jean Pauls hat Kommerell ³⁾ überzeugend beredete Worte gesprochen.

Das vorliegende Manuskript, ein Quartblatt von der Größe 20,6:6,8 cm ist auf beiden Seiten von Jean Pauls Schrift bedeckt.

¹⁾ Vgl. diese Nachrichten 1948, Bd. 17, S. 73.

²⁾ Ich folge der Ausgabe von Jean Pauls Sämtlichen Werken Bd. XLVI, Berlin (G. Reimer) (1827).

³⁾ Kommerell, Max, Jean Paul. Frankfurt a. M. (1933) S. 136 ff.

An dem inneren, dem Heftrande, ist das Blatt ein wenig beschnitten, sodaß in manchen Zeilen auf der zweiten Seite der jeweils letzte Buchstabe ein wenig Schaden genommen hat oder verschwunden ist; Unsicherheiten in der Beurteilung des Textes entstehen indessen durch diesen Schereneingriff nicht. Dem von Jean Paul geschriebenen Text geht eine eigenhändige Bemerkung seines Schwiegersohns Ernst Förster voraus (o. J.):

„Hochzeitsgedicht. Herbstblumine I. Jean Pauls Handschrift, beglaubigt von

E. Förster.“

Herr Dr. Eduard Berend (Genf) hatte bei Prüfung des Blattes vor zwanzig Jahren festgestellt, daß Handschrift und Orthographie das Blatt auf 1792, nicht auf das Erscheinungsjahr 1810 zu datieren gestatten — mitsamt den zahlreichen Korrekturen, die Jean Paul in den Text eingetragen hat. Ob freilich das vorliegende Blatt die früheste Niederschrift des „Hochzeitsgedichtes“ bringt oder eine spätere Umarbeitung, ist mit jener Datierung noch nicht ausgemacht; bei Durchsicht des korrekturreichen Manuskriptes fällt auf, daß auf der zweiten Seite etwa 25 Zeilen gegenüber dem späteren Druck unverändert oder doch ohne wesentliche Verbesserung geblieben sind, sodaß ihr vielleicht schon ein früherer Entwurf vorausgegangen ist. Die Annahme liegt nahe, daß Jean Paul eine ältere Niederschrift unter Verwendung sehr zahlreicher Abkürzungen kopiert hat; dafür spricht auch die etwas erzwungene Füllung des ihm gebliebenen Papierraums am Schluß der zweiten Seite. Die zahlreichen Korrekturen für wesentlich später zu halten als die Niederschrift selbst, scheint kein Anlaß vorzuliegen; nur die letzte Zeile der ersten Seite dürfte später zugefügt sein, wie Ductus und Tintenfarbe vermuten lassen.

Die nachfolgende Wiedergabe bringt den Text der zwei Seiten (I, II) derart auf ihre Zeilen verteilt, daß jede Zeile unseres Druckes mit der entsprechenden des handschriftlichen Textes übereinstimmt; ich habe die Zeilen (1—58) beziffert. Viele Korrekturen hat Jean Paul bereits während der Niederschrift des vorliegenden Textes eingetragen — manche Worte hat er abgestrichen, noch

bevor seine Feder sie vollendet hatte, und durch besser geeignete ersetzt, zuweilen auch die Ersatzworte später wieder verworfen. Die von Jean Paul zwischen den Zeilen eingefügten Korrekturen und Ergänzungen sind im folgenden petit gesetzt, die nachträglich von ihm eingefügten Zeilen nicht beziffert und nicht gezählt worden. Alle Buchstaben, Worte und Sätze, die Jean Paul teils schon während der Niederschrift, teils bei späterer Durchsicht und Korrektur abgestrichen hat, sind von mir in Klammern gelegt worden; hierzu ist zu bemerken, daß in Z. 51 Jean Paul die letzten beiden Worte („das entfernte“) verworfen, aber nicht gestrichen, sondern in Klammern gesetzt und sich der letzteren auch in Z. 21—22 bedient hat: An beiden Stellen habe ich die von Jean Paul eingeklammerten Stellen in eckige Klammern gesetzt. Die Abkürzungen, deren sich Jean Paul zumal in den letzten besonders klein und eng geschriebenen Zeilen seines Manuskriptes bedient, habe ich zumeist genau wiederholt; oftmals bedient er sich eines stenographischen Zeichens, das die Präposition mit ersetzen soll — und im letzten Teil des Manuskriptes ist die Endung -en oftmals durch einen Schörkel ersetzt; beide Abkürzungen habe ich ausgeschrieben.

* * *

„Am Himmel geht eine Welt, wo die guten

unter

„Genien (und die) guten Menschen wohnen, die

(in ihr Hand)

hinauf

„sie auf dieser bewachten und in jene (mit) füh-

„ren. So oft ein Genius einen abgepflückten

„Menschen an seinem Busen wie eine Blume

„aus unserem Kreis in jenen trägt: so darf

„(d)er (Genius) zum Lohne, weil er droben einen

„Menschen beglückte, hier unten einen — trösten.

(M)

der wie Hyazinth

„Daher geht oft vor der (Hyazinthe), (die) im

seinen

„Winter des Lebens mit (ihren) Blüten

aber er weiß es nicht, daß

„zittert, ein warmer Hauch vorüber — ein

wehte

„Genius (ists) Einstens sank der schönste
hier beweint

„mit (d) einer aufgeblühten hier gebrochnen Seele

„(in den) an seiner Brust in den Garten des

und wolte sie kaum aus d. Arm laß die sie aus d Erde trug,

15 „Himels nieder, und sein froh. Herz sehnte sich vor

„Freude nach einer sanften That auf unsrer

flog 2 verbund Seele z an ihre Tochter u

„Erde — Siehel da traten (zwei vereinte)

„(Seelen) zu ihm und sagten: fliege hinunter zu

Schwester

noch mehr

„ihrer und gib ihrer (unsrer) Herzen (unsrer) Tugenden

(faß)

20 „(u ihrer Geiste) [die Blumen der Freude u. die

„Blumen der Dichtkunst] (und) zieh' um die (eine)

u. faß ihre Tage (mit) reicher mit Blum d Erde u mit Blumen d Dichtkunst ein
re

„schönere Seele die schönste Hülle. — Es ist ihr

„alles schon gegeben, sagte eine dritte Seele, die

„erst aus der Erde kam. — So leg an ihr weiches

25 „Herz, fuhren die vereinten fort, die (edelste)

„Freundschaft mit ihre Schwester Armen

„(Schwester, die Freundschaft) — Sie hat sie schon
geübet

„an ihrer Herzen, sagte die dritte Seele — —

und in ihr Herz auch

„o theuere Sturm! Erkeñest du noch nicht dich
d Schwester

30 „deine Eltern, u. mich? — — O so (sag) kröne,

„sagten (die) sie unsrer Tochter und gib ihr die

„letzte Tugend, die Liebe.

„Und der Genius breitete seine Flügel aus und

„und flog aus seiner Welt in der Gestalt

35 „des Maies mit Blüten bestreuet, mit Blu-

zog

„men behangen, von (ihren) Düften um(flossen)

sah

„— Und die Freundin (sah) (hörte) seine (fernen)

zurück

„wie Nachtigallen (nach) tönenden Flügel fern

„hinunterziehen und betete: O werde glücklich,

Geliebte

„(Freundin), durch das letzte Geschenk (des Himmels)

„das er dir vom Himmel bringt . . .

Und mein Traum starb vor Freude; aber ich

setze

fort

(wiederholte) mein Gebet: O werde glücklich, (Freu)

Geliebte, durch sein letztes Geschenk — sei

es in den Blüten-Jahren, wo die Nebel des

Lebens noch sinken, bleib' es in den kältern,

wo sie steigen und oft als Thränen nieder-

fallen — dein Leben sei der verlängerte Mai

u. dein Ehe die verlängerte Liebe und jede

deiner Tugenden werde durch eine fremde (blo)

belohnt — aber vergiß in deinem Glück [das entfernte

(Herz nicht, das dich so liebt) und] die Freundin

und erñ dich nie der Tage der Freundschaft ohne zu sag sie sind ja noch

nicht, die es ewig bleiben wil —) und binde)

(sich der Kranz deines Lebens) u hold Stunde reihe

sich z and bei u. lege sich in d letzt als ein groß ewig Kranz vor

d Erinnerung nied wie d Regenbog sich größt wölbt w d Sonne

untergeht bis wir

endlich alle ungetrennt, mit reich Tugd, mit

aufgericht Aug. ins Land d. guten Genien

u gut M selb zieh!

* * *

Die in den „Werken“ abgedruckte Fassung unterscheidet sich von der unserer Handschrift in vielen Punkten.

Z. 1 — Der Verfasser schaltet hinter „eine Welt“ noch den erläuternden Zusatz ein: „träumte ich“.

Z. 9 — Über „Hyazinthe“ schreibt der Verfasser im Manuskript ein „M“; der endgültigen Fassung läßt sich entnehmen, daß er „vor dem Menschen“ zu schreiben erwogen hat; der Satz bleibt

im Manuskript unfertig und sprachlich unvollkommen. In der endgültigen Fassung fährt der Verf. fort: „der wie eine Hyazinthe hier . . . usw.“

Z. 13 — Jean Paul läßt „hier gebrochenen“ neben „hier beweint“ stehen, ohne sich für eine der beiden Formulierungen zu entscheiden; im gedruckten Text fällt die zweite fort und ist zu lesen „hier abgebrochenen Seele“.

Z. 15 — Statt „froh Herz“ schreibt Jean Paul „seliges Herz“, —

Z. 16 — statt „einer sanften Tat“ schreibt er „der sanftesten Tat“. Die eingeschaltete Lesart wird wieder verworfen, ebenso die „vereinten“ Seelen der ursprünglichen; Jean Paul schreibt schließlich: „siehe! da traten zwei verbundene Seelen zu ihm und sagten:“

Z. 18/19 — Jean Paul schreibt schließlich: „fliege hinunter zu ihr“.

Z. 20 — und von Z. 21 die erste Hälfte fallen aus.

Z. 25 — Statt „vereinten“ schreibt Jean Paul wieder „verbundenen“ — „baten die verbundenen weiter“,

Z. 28/29 — „auch“ wird umgestellt: „und auch in ihr Herz“. Weiterhin: „erkennest du daran noch nicht . . .“. — Der Name der Dichterin Sturm ist im gedruckten Text abgekürzt — „St.“.

Z. 30/31 — Jean Paul schreibt schließlich: „O dann, sagte ich: Kröne unsere Tochter . . .“

Z. 33/35 — einige neue Zufügungen und Korrekturen: Der Genius breitete seine Flügel „über das Eden aus und schwang sich aus seiner Welt herab in des Maien Gestalt . . .“. Die folgenden Sätze zeigen keine wesentlichen Textänderungen mehr (siehe oben).

Z. 36 — Jean Paul schreibt „mit“ statt „von“ und

Z. 46 — statt „kältern“ steht „rauhern“.

Z. 49 — „n“ fällt weg.

Z. 53 — Jean Paul schreibt „unserer“ statt „der“ Freundschaft.

Z. 55 — „wie“ statt „als“.

* * *

Des Dichters Handschrift ist auf beiden Seiten des Manuskriptes schön und deutlich und namentlich die ersten zehn oder fünfzehn

Zeilen sind in der harmonischen Schönschrift zu Papier gebracht, die dem sorgfältigen Prosakünstler so wohl ansteht. Die mit kleiner Schrift eingeschalteten Korrekturen sind nicht immer so gut lesbar — auch da, wo die Abkürzungen selten bleiben. Die Korrekturen sind nicht immer mit Sorgfalt eingetragen und die Durchsicht des oben gegebenen Textes hat bereits zu erkennen gegeben, daß viele kleine Sprachschönheitsfehler und Satzdefekte unverbessert geblieben sind.

Bemerkungen zu Jean Pauls Erntepredigt

Von Ernst Küster.

Im 17. Bande der „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ habe ich (S. 370/81) den Wortlaut des Entwurfs der von Jean Paul in Löbichau verfaßten Erntepredigt veröffentlicht, deren Manuskript sich in meinem Besitz befindet.

In der 2. Zeile der 3. Manuskriptseite ist von einem großen zeitgenössischen Astronomen die Rede, dessen Namen schwer lesbar ist. Diese Stelle des Textes ist einer vom Dichter vorgenommenen Korrektur zum Opfer gefallen, so daß wir aus der in Jean Pauls Werken abgedruckten Fassung der Erntepredigt keine zuverlässigen Auskünfte über den Namen des Astronomen suchen dürfen — ich gab diesen Namen in meiner Veröffentlichung als *D a c h* an, obwohl über einen angesehenen Astronomen dieses Namens nichts zu ermitteln war.

Inzwischen hatte ich Gelegenheit, das Manuskript dem mit allen Jean Paul betreffenden Fragen und mit der Handschrift des Dichters so wohlvertrauten Herrn Dr. Eduard Berend (Genf) vorzulegen, der den Namen des Astronomen als *B o d e* zu lesen für geboten hält. Ich schließe mich dieser Leseweise nach erneuter Prüfung des Manuskriptes an. Johann Elert Bode (1747—1826) war seit 1786 Direktor der Berliner Sternwarte.

Herrn Dr. Berend sage ich für die freundliche Prüfung meines Manuskriptes besten Dank.

Grundsätzliches über Ikonographie.

Hugo Hepding zum 70. Geburtstag.

Von Albert M. Koeniger.

Was ist und zu welchem Ende studiert man — Ikonographie? Mit dieser etwas umgeformten Schillerschen Doppelfrage mag der Vortrag¹⁾ „Typik und Symbolik am Beispiel des romanischen Kirchenportals in Großen Linden b. Gießen“ eingeleitet sein. Sie soll gemäß ihren beiden Teilen beantwortet werden!

Was ist also Ikonographie? Sie ist jener Wissenschaftszweig vor allem der Kunstgeschichte, der redende Bildwerke beschreibt und deutet²⁾. Sie ist nur Zweig oder Sparte eines größeren Wissenschaftsganzen, aber immerhin Wissenschaft, nicht Dilettantismus. Wissenschaftliche Erforschung ihres Gegenstandes kennzeichnet den Weg, den sie zu gehen hat, um zum Ziele zu gelangen. Sie hat sich all der wissen-

¹⁾ Der Vortrag ist vom Verfasser auf Einladung der Hochschulgesellschaft Gießen dort im Kunstwissenschaftlichen Hörsaal am 8. Mai 1948 gehalten worden. Das Nachfolgende ist dessen I. grundsätzlicher Teil.

²⁾ Vgl. im allgemeinen darüber insbesondere die großen, grundlegenden Werke von Künstle, Karl, Ikonographie der christlichen Kunst, Freiburg I 1928, II 1926, sodann Sauer Joseph, Symbolik des Kirchengebäudes, 2. Aufl., Freiburg 1924. Das Nachfolgende weicht in manchem von ihnen ab, auch in der Begriffserklärung. — In jüngster Zeit ist die Ikonographie der romanischen Zeit ganz wesentlich gefördert worden von Wiebel Richard († 22. Nov. 1945) und zwar nicht nur durch systematische Beschreibung und, wenn auch nicht immer endgültige Deutung vieler Plastiken, sondern ebenso durch phantasiefreie Darlegung des Grundsätzlichen (s. seine gesammelten Aufsätze: „Die geistige Botschaft romanischer Bauplastik“, München (1940) mit dem einführenden Aufsatz: „Zur Erklärung mittelalterlicher Bildinhalte“; sodann außer vielem anderen: „Das Schottentor“ (St. Jakobskirche in Regensburg), Augsburg (1927) und namentlich: „Der Bildinhalt der Domplastik in Chur“ (Anz. f. Schweiz. Altertumskunde 36 u. 37, 1934 u. 1935).

schaftlichen Grundsätze zu bedienen, die ihr Zweck erheischt, setzt aber dazu noch nicht bloß einseitiges Fachwissen, sondern auch eine möglichst breite und tiefe Grundlage von Allgemeinwissen voraus. Mit Archäologie schlechthin ist sie nicht zu verwechseln.

Die Ikonographie vor allem für Kunstgeschichte in Anspruch zu nehmen ist herkömmlich. Denn von ihr ging sie aus und ihr dient sie auch vornehmlich. Denkt man doch in erster Linie bei dem Worte an die Bilder der Heiligen mit ihren kennzeichnenden Attributen. Doch dabei konnte sie nicht stehen bleiben. Von der Ikonographie der Heiligen gelangte man auf den breiteren Boden der christlichen Ikonographie überhaupt und schloß nun alles Bildhafte mit ein. Das war umso richtiger, als gerade das Christentum schon seit frühen Zeiten die Bilder reden und mahnen ließ. So konnte schon im 5. Jh. als Hauptzweck der kirchlichen Bilder Unterricht und Erbauung bezeichnet werden (Nilus; Paulinus v. Nola) und Papst Gregor d. Gr. († 604) prägte den reimenden Sinnspruch: *Quod legentibus scriptura, hoc idiotis praestat pictura*, was denen, die lesen können, die Schrift, das ist den Analphabeten das Bild. Oder der sonst so poesievolle Reichenauer Abt Walahfrid Strabo († 849) kleidet denselben Gedanken in die dürren Worte: *Pictura est quaedam litteratura illiterato*. Dann kam etwa in der 2. Hälfte des 10. Jhs. die romanische Kunst mit ausgesprochen germanischem Gepräge und mit ihr in steigendem Maße, ja Übermaße der Drang zum Bildhaften. Dieser Zeit gilt unsere Betrachtung.

Am allermeisten nehmen in der romanischen Stilperiode des 11.—13. Jhs. die Plastiken das Interesse in Anspruch, zumal jene an Kirchen und Portalen. Man kann sie gegenständlich nach drei Richtungen gliedern. Einmal in solche, die wirklich oder vermeintlich geschichtliche Personen oder Ereignisse vor Augen führen wie etwa Christus, die Apostel, Heilige, biblische Vorgänge, oder aber Erzählungen aus Legende und Fabel. Ihren Höhepunkt erreichten diese Plastiken in den oft langen, geisterhaft anmutenden Reihen der Propheten- und Apostelbilder an Kathedralen und Domen. Sodann besteht in der romanischen Plastik eine ausgesprochene Neigung zu Symbolen d. h. zu Sinnzeichen, die eine

Idee nicht unmittelbar kundtun, sondern nur mittelbar durch sonst bekannte oder deutbare Gegenstände. Es war die Anlage der Germanen zum Mystischen und Phantastischen, auch der bei ihnen damals immer noch nachwirkende, zum Teil noch vorhandene oder nur unter dünner Decke schlummernde Götter- und der damit zusammenhängende Aberglaube, die sich hier im Symbolischen reichlich Geltung verschafften und durch antike und orientalische Einflüsse verstärkt wurden. Namentlich bevorzugte man die bildhafte Darstellung von wirklichen Tieren oder Fabeltieren, wie man sie sei es in der Natur sah oder aus der Literatur früherer und damaliger Tage kannte. So kam man zu einem überreichen Allerlei von Formen, das heute vielfach Neuland für die Kunst, für den Betrachter aber einen unerschöpflichen Born von Rätseln bedeutet. Und das Dritte, was die romanische Plastik liebte, waren Typen d. h. zunächst Bilder religiöser Art mit Parallelbeziehungen zwischen Altem und Neuem Testament, insbesondere in Hinsicht auf Christus, dann aber auch Typen allgemeiner Art d. h. Vorbilder, die unmittelbar eine Idee aufmunternden oder abschreckenden Inhalts vorstellig machen sollten. Nicht selten waren an demselben Denkmal romanischer Zeit geschichtliche, symbolische und typische Dinge zusammen dargestellt: die beiden letzten nehmen besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch.

All das wissenschaftlich zu untersuchen ist Aufgabe der Ikonographie. Doch ihr Forschungsgebiet umfaßt, das ist von vornweg zu betonen, nicht bloß die Kunstgeschichte, vielmehr auch das Gebiet der Religionsgeschichte und Theologie, ja der Menschenwerke in ihrem sinnhaften Zusammenhang erforschenden Geistesgeschichte überhaupt, und davon nicht zum letzten der Rechtsgeschichte, soweit für diese Gebiete Bildwerke in Frage stehen können. Seit den letzten Jahren vor diesem Kriege war gerade das „Symbol im Recht“ und die Erforschung der mittelalterlichen Rechtssymbole Gegenstand eifriger wissenschaftlicher Betätigung und die Universität Gießen konnte sich rühmen, ein eigenes „Institut für Rechtsgeschichte und rechtliche Volkskunde“ zu besitzen, das nicht zuletzt auch der Erforschung der Rechtssymbole in der Plastik oblag, bei der innigen Verbindung von

Religion und Recht im Mittelalter eine dankbare Aufgabe. Letztlich kann man selbst bei den nach Kausalgesetzen suchenden Naturwissenschaften die Tätigkeit des Ikonographen in Anspruch nehmen müssen, wofern nämlich Objekte ihrer Forschung sich bildhaft dargestellt finden, wie auch umgekehrt der Ikonograph der Hilfe des Naturwissenschaftlers in solchen Fällen nicht entraten kann.

Dazu kommt ein Zweites. Seitdem man erkannt hat, daß Bänder, Kreise, Verschlingungen und Knoten, namentlich in bestimmter Formierung und regelmäßiger örtlicher Verwendung, kurz die Dinge, die man bislang meist nur als Zierat ansah, doch vielfach ihre symbolische Bedeutung vor allem als Abwehrmittel hatten, sind auch diese Motive für den Ikonographen von Bedeutung geworden, nur wird er das wirklich bloß Dekorative von den symbolischen Beigaben möglichst scharf scheiden müssen³⁾. Mit kurzen Worten: redende Bildwerke, die uns etwas zu sagen haben, sind auch diese wie Zierat erscheinenden, plastischen Gestaltungen.

Ein Drittes, was hervorzuheben bleibt, betrifft das Formale der durch die Ikonographie zu untersuchenden Gegenstände. Für sie ist nämlich deren künstlerischer Wert Nebensache; sie hat diese also nicht eigentlich stilgeschichtlich ins Auge zu fassen, und selbst unbeholfene Darstellungen sind für sie von Bedeutung, ja unter Umständen gerade solche, weil sie oft besser die ursprüngliche Idee offenbaren als ausgeklügelte Schöngestalten.

Die Begriffserklärung der Ikonographie besagt noch, daß alle diese Gegenstände „beschrieben“ und „gedeutet“ werden sollen. So einfach der Ausdruck „beschreiben“ klingt, so kompliziert ist nicht selten seine Durchführung. Denn schon im Beschauen und Betrachten liegt eine Kunst, die nicht jedermanns Sache ist. Sie setzt etwas scheinbar Selbstverständliches voraus, die wissen-

³⁾ Die in Gießen 1912 erschienene Arbeit von Scheftelowitz J., Das Schlingen- und Netzmotiv in Glauben und Brauch der Völker, ist in dieser Hinsicht von führender Bedeutung geworden, und nicht mit Unrecht hebt Wiebel (s. oben Anm. 1) in seinen Arbeiten immer wieder, manchmal vielleicht zu viel, die Bedeutung des oft nur scheinbar bloß Dekorativen für die ikonographische Auslegung hervor.

schaftliche Genauigkeit. Wenn man nach keiner Seite fehlgehen will, dann ist diese wieder nur möglich beim Beschreiben nach dem Original. Nach bloßen Berichten, mündlichen oder schriftlichen, nach Abbildungen und selbst Photos den Beschrieb zu fertigen führt häufig zu Täuschungen.

Schon mit dem rechten Beschrieb aber ebnet man sich den Weg zur Wahrheit und Richtigkeit des anderen Tätigkeitsfeldes des Ikonographen, der Deutung. Sie ist der schwierigere Teil, insoferne sie ein geistiges Schauen allein verlangt, um das bisher Erkannte richtig zu kombinieren. Dabei gerät aber der Mensch allzuleicht in das Schlepptau des eigenen Ichs: seiner Phantasie, seiner vorgefaßten Meinung, seiner einseitigen Bildung und namentlich seines ihn nicht loslassenden Fachwissens. Wer Ikonographie treiben will, der wallfahre vor allem anderen im Geiste zum alten Tempel Apollons in Delphi und lese mit Andacht die vielsagende Inschrift: „Erkenne Dich selbst“! In vieler Hinsicht gleicht der Ikonograph dem Allgemeinhistoriker, der methodologisch nach Quellenkunde, Kritik und Auffassung vorzugehen hat und doch auch der Einfühlungsgabe und Intuition nicht entbehren kann. Sie aber vermag man sich nicht zu geben, man muß sie haben, und sie ist nicht gleich der zügellosen Phantasie.

Um nicht auf Irrwege zu gelangen, hat der Ikonograph seine Gegenstände aus deren Zeit zu erklären, nicht aus der Denkweise der unseren. Es kommt demnach nicht darauf an, welchen Sinn die jeweilige Zeit von immer wechselnden Gedankenrichtungen her in die Bilder früherer Tage hineinzulegen versteht, sondern darauf, was sie in ihrer Entstehungszeit den Menschen von damals zu sagen hatten. Denn sonst wird ja die Bilderdeutung zum dauernden Spiel mit dem Kaleidoskop, in dem bei jeder Drehung aus den gleichen Steinchen andere Figuren entstehen.

Der Ikonograph reime nicht künstlich zusammen, was nicht zusammengehört. Er sei sich bewußt, daß Schriftstellen zwar eine gute Deutungsquelle sein können, aber das zu häufige Heranziehen von Bibelkonkordanzen auch die Gefahr gezwungener Auslegung in sich birgt. Das gleiche gilt von den Wörterbüchern für Heiligensattribute und Symbole. Aus Allerweltsweisheit den alten Bild-

werken eine Idee aufdrängen zu wollen, verfehlt den Zweck und nur aus kleingeistigem Lokalpatriotismus die Dinge zu betrachten, ist vom Übel.

Man denke natürlich, und suche zwanglos für eine Mehrheit von Figuren eine Einheitsidee. Man vergesse auch nicht, daß ein und derselbe Typ nicht überall dasselbe bedeuten muß und daß er möglicherweise auch Gegensätzliches anzeigen kann. Man beachte ferner, daß wie in der Textkritik die einfachste Lesart, so hier die einfachste Auslegung den Vorzug verdient. Außerdem wollen die örtlichen und sachlichen Umstände aus der Zeit der Bildentstehung berücksichtigt sein, nicht zuletzt auch die religiösen, theologischen und überhaupt geistigen Kenntnisse, auch die praktischen Gebräuche jener Tage, indes nur soweit, als solche tatsächlich auf die fraglichen Bilder Einfluß ausgeübt haben können.

Abschließend darf man sagen: Ikonographie ist eine Kunst mit vielem Können und ein guter Kunstgeschichtler muß noch lange kein guter Ikonograph sein. Jedenfalls setzt die Ikonographie erheblich mehr voraus als die bloße ästhetische Kunstbetrachtung.

Und nun zum letzten — fast konnte man darauf vergessen — dem zweiten Teil der variierten Schillerschen Doppelfrage: zu welchem Ende studiert oder vielmehr betreibt man Ikonographie? Darüber noch wenig, aber Grundsätzliches. Nur zur Unterhaltung dient sie gewiß nicht und Dilettanten sind für sie höchst unwillkommene Mitläufer. Ernst betrieben trägt sie ihren Zweck in sich selbst. Hernach ist sie Wegbereiterin und Stütze der betreffenden Wissenschaft, zunächst und insbesondere also der Kunstgeschichte. Denn diese kann es nicht bei Stilbetrachtungen und Abhängigkeitskonstruktionen bewenden lassen, wenn man doch weiß, wie sehr oft die zeitlichen Ansätze voneinander abweichen. Wegen ihrer Detailforschung am Objekt ist dementsgegen die Ikonographie vielfach eher imstande, eine genauere zeitliche Festlegung vorzunehmen als die reine Kunstgeschichte. Was für diese gilt, das kommt auch für alle sonstigen einschlägigen Wissenschaften in Betracht. Resigniert aber die Waffen zu strecken und

sich damit zu bescheiden, daß man heute den Sinn alter Bildwerke nicht mehr zu enträtseln vermöge, ist ein geistiges Armutszeugnis. Nicht selten freilich braucht es lange, bis einem sich der Berg Sesam rechter Erkenntnis auftut.

Und weiterhin: wenn ein Bildwerk zeitlich und sachlich fixiert werden kann, ist dann ein solches unwandelbares Steinbild nicht viel wichtiger als hundert theoretische Erörterungen und mehr oder weniger kunstvolle Kombinationen? Löst es doch die Zweifel und läßt die Hyder wissenschaftlicher Streitigkeiten nicht mehr aufkommen. Nicht zuletzt aber dient der Ikonograph auch dem lokalen Interesse und fördert damit die Heimatliebe. Sie ist gottseidank eine unverwüstliche Naturgabe, die man knebeln, aber doch nicht ertönen kann. Was ehemals Hunderten von Bewohnern ein Denkmal lieber Erinnerung, nützlicher Betrachtung und nachhaltiger Mahnung war, ist auch heute noch, wenn man seinen Sinn versteht, Land und Leuten eine köstliche Gabe, die nur der mit Füßen tritt, der bar ist heimatlicher Anhänglichkeit. Solch rohe Gemütsart sei ferne von uns!

Justus von Liebig und die heutige Agrikulturchemie¹⁾.

Von Karl Scharrer, Gießen.

Die Universität Gießen wurde im Jahre 1607 gegründet und schloß ihre Tore im Jahre 1945. Während dieser 338 Jahre wirkten an ihr an allen Fakultäten bedeutende Gelehrte. In der naturwissenschaftlichen Fakultät waren die berühmtesten Forscher ohne Zweifel Justus von Liebig und Röntgen. Während aber Röntgen seine große Zeit erst später in Würzburg erlebte, hat Liebig seine wesentlichen Arbeiten und wichtigsten Veröffentlichungen hier in Gießen durchgeführt. So bedeutsam im übrigen auch die Entdeckungen Röntgens für die Allgemeinheit waren, so werden sie trotzdem durch die enormen Auswirkungen der Arbeiten Justus von Liebig übertroffen; denn kaum wohl hat es je einen Gelehrten gegeben, dessen Forschungen nicht nur für unsere theoretische Erkenntnis, sondern auch für die Revolutionierung unseres ganzen praktischen und materiellen Lebens von so ausschlaggebender Bedeutung waren und die dazu halfen, Hunger, Not und Elend aus der Welt zu verbannen und für hundert Jahre die materielle und geistige Kultur durch Ausschaltung der Notdurft des Lebens in geordneten Bahnen zu erhalten.

Zum Verständnis des Folgenden mögen einige biographische Daten kurz angeführt werden.

Justus von Liebig wurde als Sohn eines Drogisten und Farbwarenhändlers im Jahre 1803 in Darmstadt geboren; er arbeitete schon frühzeitig in der Farbküche seines Vaters mit, wo er den Grundstein zu seinen ersten chemischen Kenntnissen legte. Nach Absolvierung des Gymnasiums in seiner Vaterstadt gelang es ihm,

¹⁾ Festvortrag, gehalten anlässlich der 700-Jahrfeier der Stadt Gießen am 19. Juli 1948.

seinen Vater zu bewegen, ihn Chemie studieren zu lassen, ein Studium, das damals noch als ungewöhnlich empfunden wurde. Er besuchte die Universitäten in Bonn und Erlangen und ging später nach Paris, um dort an der Sorbonne die größten damaligen Gelehrten auf dem Gebiete der Chemie und Physik und der verwandten Naturwissenschaften zu hören. Zu jener Zeit war das Zentrum der wissenschaftlichen Studien auf dem Gebiet der Chemie in Paris gelegen und nicht umsonst war damals in Europa das Sprichwort gebräuchlich: „La chimie est une science française.“ Liebig arbeitete längere Zeit im Laboratorium des berühmten Physikers und Chemikers Gay-Lussac. In Paris lernte er auch eine Reihe deutscher Gelehrter kennen, vor allem Alexander von Humboldt, der ihn in jeder Weise förderte und ihn mit den großen Forschern der französischen Hauptstadt bekannt machte.

Im Jahre 1824 kehrte Liebig wieder nach Deutschland zurück. Durch Empfehlungen Alexander von Humboldts an den damaligen Großherzog von Hessen erhielt er an der Universität Gießen noch im gleichen Jahr eine außerordentliche Professur für Chemie; er stand damals im 21. Lebensjahr. Infolge des Todes des damaligen Ordinarius für Chemie an der Universität Gießen, des Professors Zimmermann wurde er schon im nächsten Jahr, somit 1825 zum ordentlichen Professor der Chemie an der Universität Gießen ernannt. Liebig blieb in Gießen bis zum Jahre 1852 und diese Zeit von 28 Jahren gehört zur fruchtbarsten Periode seines Lebens, während welcher er fast alle seine großen experimentellen und literarischen Werke schuf. Gegen Ende seines Wirkens in Gießen erhielt er Rufe an die Universitäten Wien und Heidelberg, die er aber beide ablehnte. Erst einen im Jahre 1852 kommenden Ruf an die Universität München nahm er nach reiflicher Überlegung an und übersiedelte im gleichen Jahr in die bayrische Hauptstadt, wo er bis zum Jahre 1873, dem Jahre seines Todes, wirkte.

Liebigs Bedeutung für die reine Chemie sei hier nicht weiter besprochen; es sei nur erwähnt, daß seine größte Tat auf diesem Gebiet in der Neugestaltung der Methodik des chemischen Unterrichtes bestand. Diese Art der praktischen Betätigung der jungen Chemiker, wie sie Liebig zum ersten Mal in Gießen einführte, blieb

bis heute im wesentlichen die Richtlinie der Ausbildung der Chemiker. Nach ihm mußte der Student der Chemie bereits vom ersten Tag seines Studiums an im Laboratorium experimentell arbeiten und der Reihe nach die praktischen Übungen in der qualitativen und quantitativen Analyse sowie in der Darstellung anorganischer und organischer Präparate absolvieren. Diese Art des Studienganges hat sich, wie erwähnt, im wesentlichen bis auf heute erhalten und sie wurde nur durch Übungen auf weiteren Teilgebieten der Chemie in der Zwischenzeit ergänzt und vertieft.

Die Hauptleistung Liebig's ist jedoch auf dem Gebiet der Anwendung der Chemie zu finden, und zwar bedeuten vor allem zwei Bücher, die er in den Jahren 1840 bzw. 1842 schrieb, jeweilig die Geburtsstunde zweier neuer Wissenschaften. Im Jahre 1840 veröffentlichte er sein Werk über: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“, ein Buch, das auch kurzweg die „Agrikulturchemie“ bezeichnet wird. Im Jahre 1842 erschien ein weiteres Werk von ihm: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie“, auch kurz „Die Tierchemie“ genannt.

Insbesondere das erste Buch, die „Agrikulturchemie“, war von umwälzender Wirkung auf die praktische Landwirtschaft und gesamte Ernährung der europäischen Völker und wenn in den letzten hundert Jahren, von Kriegszeiten abgesehen, Hunger und Elend in Europa im Gegensatz zu früher, wo regelmäßige Hungersnöte auftraten, unbekannt blieben, so war diese Tatsache im wesentlichen auf die in diesem Buch dargestellten Lehren Liebig's zurückzuführen.

Um die neuen Gesichtspunkte zu verstehen, die Liebig in seiner „Agrikulturchemie“ aussprach, müßten wir uns an die Tatsache erinnern, daß im Jahre 1809 das Buch eines anderen bedeutenden Wissenschaftlers erschien, nämlich die „Grundsätze der rationellen Landwirtschaft“ von Albrecht Thaer. In diesem Buch, das in vieler Hinsicht für die praktische Landwirtschaft von Wichtigkeit war, beschäftigte sich Thaer auch mit der Pflanzenernährungslehre und stellte seine Humustheorie auf, die im wesentlichen besagt, daß die Nährstoffe der höheren Kulturpflanze nur aus Was-

ser und Humusstoffen bestünden. Schon bedeutende Gelehrte, wie insbesondere *S a u s s u r e*, hatten diese Auffassung bekämpft und der letztgenannte Forscher beschäftigte sich vor allem in seinem Buch „*Recherches chimiques sur la végétation*“ mit der Widerlegung der Humustheorie. Gegen sie traten auch in Deutschland *R ü c k e r t* und *S p r e n g e l* auf, ohne daß ihre Ansichten durchdrangen. Erst *L i e b i g* gelang es, in seinem obengenannten, im Jahre 1840 erschienenen Buch die Humustheorie zu vernichten und seine „*Mineraltheorie*“ aufzustellen. Der wesentliche Inhalt dieser „*Mineraltheorie*“ besagt, daß die hauptsächlichsten Nährstoffe der grünen Pflanze neben Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff die 6 eigentlichen mineralischen Nährstoffe Schwefel, Phosphor, Eisen, Calcium, Magnesium, Kalium sind. Ferner gab *L i e b i g* noch an, daß gewisse Pflanzen für die Zufuhr von Natrium und Chlor dankbar seien und im übrigen alle auch des Siliciums bedürften.

Wenn wir diese Lehren *L i e b i g*s mit unserer heutigen Auffassung der Ernährung der Kulturpflanzen vergleichen, so gelangen wir zu dem Ergebnis, daß *L i e b i g* im wesentlichen bereits dieselben Erkenntnisse darüber hatte wie wir. Im Gegensatz zu *Thaer*, der noch glaubte, daß die organische Substanz der Pflanze aus Humusstoffen gebildet würde, vertrat er schon ausdrücklich die Lehre von der Kohlenstoffassimilation, somit die Auffassung, daß die höhere Pflanze durch ihr Chlorophyll und das eingestrahlte Sonnenlicht aus der Kohlensäure der Luft bei Gegenwart von Wasser und Wärme organische Substanzen durch einen Reduktionsprozeß bildet und auf diese Weise eine photochemische Synthese durchführt. Bezüglich des Stickstoffes hatte allerdings *L i e b i g* anfänglich andere Ansichten als wir. Er meinte, daß die Stickstoffverbindungen der Atmosphäre, vor allen das dort immer vorhandene Ammoniumnitrit, wenn sie durch die Niederschläge in den Boden gewaschen würden, vollauf genügten, um die Pflanze ausreichend mit Stickstoff zu versorgen; er hielt deshalb eine zusätzliche Stickstoffdüngung für überflüssig. Gegen diese Auffassung wandten sich in schärfster Weise damals bereits die englischen Agrikulturchemiker der landwirtschaftlichen Versuchsstation *R o t h a m s t e d*, *L a w e s*

und Gilbert, die die Überzeugung vertraten, daß die Stickstoffverbindungen der Atmosphäre nicht genügten, um die Pflanze ausreichend mit Stickstoff zu versorgen und daß deshalb eine Zufuhr von Stickstoffverbindungen zum Boden in Form von Mineraldüngern unbedingt notwendig sei. Diese Auseinandersetzungen Liebig's mit Lawes und Gilbert nahmen zum Teil sehr heftige Formen an und erst in späteren Jahren hat sich Liebig in dem Sinne bekehren lassen, daß auch er allmählich zu der Überzeugung gelangte, die Zufuhr mineralischer Stickstoffverbindungen sei für das Pflanzenwachstum notwendig.

Was die übrigen obengenannten Nährstoffe anbelangt, so ist bezüglich des Siliciums zu sagen, daß es nach unserer heutigen Auffassung nicht zu den Makroelementen der Pflanzenernährung gehört, sondern von den Pflanzen nur in der Größenordnung eines Spurenelements benötigt wird. Was Natrium und Chlor betrifft, so sind auch wir heute der gleichen Ansicht wie Liebig, daß nämlich diese beiden Elemente für die sogenannten halophilen bzw. chlorophilen Pflanzen wünschenswert, für alle übrigen Pflanzen jedoch als überflüssig, ja sogar schädlich zu bezeichnen sind.

Unsere heutige Pflanzenernährungslehre weiß, daß neben den Hauptelementen der Pflanzenernährung auch noch gewisse Neben- oder Mikroelemente, auch Spurenelemente genannt, für das Pflanzenwachstum unbedingt nötig sind. Neben dem schon erwähnten Silicium gehören hierher das Bor, Kupfer, Mangan, Zink und nach neueren amerikanischen Forschungen vermutlich auch das Molybdän.

Durch seine Mineraltheorie hat Liebig nicht nur die theoretischen Grundlagen der Pflanzenernährung auf eine neue Basis gestellt, sondern auch der praktischen Landwirtschaft ungeheure Anregungen gegeben. Was früheren Forschern nicht gelang, nämlich die landwirtschaftliche Praxis von der Bedeutung der Mineralstoffe für das Pflanzenwachstum zu überzeugen, vermochte Liebig durch die eindringliche Darstellung des entsprechenden Sachverhaltes in seinen Schriften, die im glänzenden Stil geschrieben waren, und durch die Autorität seines Namens, damals schon begründet durch seine weltbekannten Forschungen auf rein chemi-

schem Gebiet, zu erreichen. Auf diese Weise gab Liebig letzten Endes die Anregung für die gewaltige Entwicklung der Industrie der Handelsdünger und verursachte damit die wesentliche Steigerung der Ernteerträge unserer wichtigsten Kulturpflanzen durch die Anwendung der Mineraldünger.

Die Herstellung des Superphosphats entwickelte sich allmählich, wie überhaupt die Anwendung der Phosphorsäure in Form von Phosphaten als Handelsdünger; später wurde die Bedeutung der Kalisalze der Staßfurter Salzlager erkannt, die vorher bei der Steinsalzgewinnung nur als lästige „Abraumsalze“ empfunden worden waren. Auf dem Gebiete des Stickstoffes wurde immer mehr natürlicher Salpeter aus Chile und Peru nach Europa eingeführt, bis es in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts gelang, durch Ausbildung der Luftstickstoffindustrie synthetische Ammonsalze und Nitrate nach den Verfahren von Birkeland-Eyde und Schönherz bzw. Haber-Bosch und Ostwald zu erzeugen; ferner wurde die Synthese des Kalkstickstoffes entwickelt und dadurch ein weiterer Weg gebahnt, um den trägen Luftstickstoff in wertvolle Stickstoffverbindungen überzuführen.

Wenn auch die Lehre von der Mineraltheorie und die dadurch ausgelöste Verwendung von Handelsdüngern eines der wichtigsten Kapitel von Liebig's Schrift: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ gewesen war, so verdanken wir diesem Buch noch weitere Anregungen, vor allem die Aufstellung des Gesetzes des Minimums von Liebig. Dieses Gesetz besagt im wesentlichen, daß der Pflanzenertrag sich in seiner Höhe nach jenem Nährstoff richtet, der in geringster Menge der Pflanze zur Verfügung steht, und somit ein fehlender oder ungenügend vorhandener Nährstoff nicht durch einen Überschuß an anderen Nährstoffen ersetzt werden kann. Dieses wichtige Gesetz des Minimums von Liebig hat sich weiterhin als sehr folgeschwer erwiesen und es ist durchaus nicht nur auf die Pflanzenernährung allein beschränkt geblieben, sondern bezieht sich z. B. auch auf die tierische Ernährung. Später wurde es weiter ausgebildet und mathematisch exakter gefaßt, insbesondere durch die Arbeiten von E. A. Mitscherlich. Dieser Forscher formulierte sein soge-

nanntes Wirkungsgesetz der Wachstumsfaktoren in dem Sinne, als daß nach ihm der Pflanzenertrag bei Zufuhr eines Nährstoffes proportional jenem Ertrag ansteigt, der noch am Höchstertrag fehlt. Mathematisch wäre somit folgende Formel hierfür aufzustellen:

$$\frac{dy}{dx} = c (A-y)$$

In dieser Gleichung bedeutet x die Menge eines Pflanzennährstoffes, y der durch diese Menge des Pflanzennährstoffes x erzeugte Ertrag, A den Höchstertrag, der überhaupt durch diesen Wachstumsfaktor erzeugt werden kann, und c eine Konstante, den sogenannten Wirkungswert des betreffenden Wachstumsfaktors. Aus dieser Gesetzmäßigkeit ist ohne weiteres zu ersehen, daß je besser eine Pflanze mit einem bestimmten Nährstoff versorgt ist, umso weniger eine weitere Zufuhr des betreffenden Nährstoffes zusätzliche Ertragssteigerungen erbringt; umgekehrt wird eine Pflanze am meisten dann bei Zufuhr eines Nährstoffes Ertragssteigerungen geben, wenn sie mit dem betreffenden Nährstoff von Hause aus schlecht versorgt ist. Interessanterweise hat man in der letzten Zeit gefunden, daß ähnliche Gesetzmäßigkeiten auch in der Tierernährung eine Rolle spielen. Futtermenge und Futterwirkung sind nicht direkt proportional, sondern die Futterwirkung hängt vom Ernährungsniveau (plane of nutrition) des betreffenden Tieres ab; mit anderen Worten ausgedrückt, wird die Futterwirkung bei einem Tier dann umso geringer sein, in je besserem Ernährungszustand sich das betreffende Tier befindet und umgekehrt.

Wir wissen heute, daß Liebig mit seiner restlosen Ablehnung der Aufgaben des Humus zu weit gegangen ist und daß auch die Thaersche Humustheorie eine gewisse Berechtigung hat; allerdings nicht in dem Sinn, wie Thaer annahm, daß nämlich die Huminstoffen selbst Nährstoffe für die Pflanzen darstellten, wohl aber insofern, als für die Bodenfruchtbarkeit die Gegenwart von Humusstoffen unbedingt erforderlich ist. Die Pflanzenproduktion unter den Verhältnissen der landwirtschaftlichen Praxis ist nämlich auf Gedeih und Verderb mit dem Boden als der obersten Verwitterungsschicht der festen Erdrinde verbunden. Die Zufuhr von

mineralischen Nährstoffen genügt zwar an und für sich vollständig, um eine Pflanze am Leben zu erhalten, ja selbst zu ausreichender Produktion zu bringen, wie das am besten am Beispiel der Wasserkultur bzw. seit neuestem an der von den Amerikanern entwickelten Hydroponic-Kultur gezeigt werden kann. Normalerweise wird aber in der Landwirtschaft und im Gartenbau immer der Boden das Nährsubstrat für die höhere Pflanze sein müssen; es genügt daher nicht, daß der Boden die notwendigen Pflanzennährstoffe in genügender Menge enthält und die durch die Ernten und Niederschläge verloren gegangenen Mineralstoffe wieder ersetzt werden; es müssen vielmehr auch die sonstigen Bedingungen geschaffen werden, um den Fruchtbarkeitszustand des Bodens zu sichern und zu vermehren.

Es muß daher die Schaffung optimaler Wärme- und Wasserverhältnisse, eines gesunden Bakterienlebens und einer richtigen Bodenstruktur, kurzum das, was man in der Praxis mit dem Ausdruck „Bodengare“ bezeichnet und in der Wissenschaft am besten mit „Beständigkeit der Krümelstruktur“ definiert, angestrebt werden. Alles dies ist nur zu erreichen, falls dem Boden genügende Mengen organischer Massen in Form gepflegter Wirtschaftsdünger zugeführt werden und sich die Kalkverhältnisse in Ordnung befinden. Durch die von den Mikroorganismen bewirkte Zersetzung der organischen Stoffe und das dadurch erzeugte Kohlendioxyd werden schwere Böden gelockert, ihre Wärme- und Wasserverhältnisse verbessert und den Bakterien günstige Lebensbedingungen geschaffen; leichte Böden werden durch die Zufuhr von Wirtschaftsdüngemitteln an Humusstoffen angereichert und ihre Bindigkeit steigt. Der dem Boden zugeführte Kalk hat nicht nur die Aufgabe, neutralisierend auf die Huminsäuren durch Bildung des sogenannten milden Humus zu wirken, sondern die Calcium-Ionen sorgen auch für eine Ausflockung der meist negativ geladenen Bodenkolloide und schaffen damit die Vorbedingung für eine richtige Krümelung des Bodens. Somit besteht das Ziel einer neuzeitlichen Düngung nicht nur darin, die Ernteerträge durch Zufuhr der Nährstoffe zu erhöhen, sondern auch die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhalten und womöglich zu steigern, eine Aufgabe,

auf die übrigens Liebig bereits in seinen Schriften mit Nachdruck hinwies, wie er überhaupt in den späteren Auflagen seiner „Agrikulturchemie“ immer mehr die Bedeutung des Humus für die Bodenfruchtbarkeit erkannte.

Unsere moderne Pflanzenernährung vermeidet bewußt die Einseitigkeit der Thaerschen Humustheorie, aber auch diejenige einer bloßen Mineralstoffersatztheorie; wir wissen, daß zur Erhaltung und Hebung der Bodenfruchtbarkeit die Huminstoffe im Stallmist und den übrigen Wirtschaftsdüngemitteln von unerläßlicher Wichtigkeit sind, daß aber die verhältnismäßig geringen Mengen an Nährstoffen, die darin vorkommen, nicht imstande wären, den gewaltigen Bedarf unserer landwirtschaftlichen und gärtnerischen Kulturpflanzen im Rahmen der heutigen, auf höchste Intensivierung eingestellten Landwirtschaft zu decken, wenn wir nicht durch Anwendung der Mineraldünger die fehlenden Nährstoffe dem Boden zuführen.

Schon Liebig hat sich mit der wichtigen Frage beschäftigt, wie man den Bedarf des Bodens bzw. der Pflanzen an Nährstoffen festzustellen hätte. Liebig schlug vor, den Gehalt an den unentbehrlichen Pflanzennährstoffen dadurch zu bestimmen, daß der Boden mit konzentrierter Salzsäure bzw. Königswasser extrahiert wird und in dem erhaltenen Filtrat die Nährstoffe analytisch ermitteln werden. Dieses Verfahren ist zwar geeignet, uns die Nährstoffreserven eines Bodens zu erschließen, es gibt aber keinen Maßstab dafür, welcher Anteil dieser Reserven von den Pflanzen tatsächlich ausgenutzt werden kann; denn die Pflanze besitzt als Lösungsmittel keine starken Mineralsäuren, sondern nur die bei der Wurzelatmung gebildete Kohlensäure. Man hat daher die letzten Jahrzehnte agrikulturchemischer Forschung darauf verwandt, Methoden auszuarbeiten, um gerade nur jene Nährstoffe des Bodens zu ermitteln, die tatsächlich von den Pflanzen aus ihm entnommen werden können, um auf diese Weise die sogenannten pflanzenaufnehmbaren oder wurzellöslichen Nährstoffe zu ermitteln. Eine Fülle derartiger Methoden wurde entwickelt, einerseits auf rein chemischer Grundlage durch Verwendung verdünnter Säuren oder Salzlösungen, andererseits auf physikalisch-chemi-

schem Wege bzw. durch pflanzenphysiologische oder mikrobiologische Methoden. Dabei ist es für die Praxis von besonderer Bedeutung, die Düngebedürftigkeit unserer Böden an Phosphorsäure und Kalium festzustellen, während für die Methoden zur Bestimmung der Bedürftigkeit an Stickstoff weniger Interesse besteht, da unter den Verhältnissen unseres Klimas fast jeder Mineralboden praktisch stickstoffbedürftig ist. Als Standardverfahren hat sich die Methode von Neubaer durchgesetzt, welche die Pflanze selbst als Lösungsmittel für die Bodennährstoffe in der Weise verwendet, daß bei einem engen Verhältnis von Boden zu Pflanze Roggenkeimpflänzchen aus einer bestimmten Menge des zu untersuchenden Bodens die wurzellösliche Phosphorsäure und das wurzellösliche Kalium entnehmen, wobei die in dem Roggensaatgut und in dem zur Verdünnung des Bodens verwendeten sterilen Sand enthaltenen Nährstoffe durch einen Parallelversuch bestimmt werden; dieses Verfahren wurde in den letzten Jahren mittels neuerzeitlicher photokolorimetrischer und spektralanalytischer Behelfe zu einer Schnellmethode ausgebaut.

Wenn auch die bereits erwähnte, im Jahre 1842 erschienene „Tierchemie“ von Liebig nicht die enorme Umwälzung in der Praxis hervorrief wie die 1840 erschienene „Agrikulturchemie“, so wurde trotzdem auch der andere Zweig der Agrikulturchemie, nämlich die Tierernährungslehre, in vieler Hinsicht durch die Lehren dieses Buches befruchtet.

Während Albrecht Thaer die Futtermittel nach ihrem „Heuwert“ bewertete, was natürlich eine rein empirische Begutachtung ohne wissenschaftliche Grundlage bedeutete, wurde eine chemisch-physiologische Bewertung nach den in den Futter- und Nahrungsmitteln enthaltenen Nährstoffen erst durch die von Liebig angegebene chemische Analyse ermöglicht. Dieser Forscher gab somit den ersten Anstoß für die Beurteilung der Futter- und Nahrungsmittel nach modernen wissenschaftlichen Gesichtspunkten.

Liebig teilte die Nährstoffe in plastische und respiratorische ein; unter plastischen Nährstoffen verstand er jene, die in erster Linie im Baustoffwechsel der Tiere eine Rolle spielen, somit vor allem die Eiweißkörper; respiratorische Nährstoffe nannte er solche, die

hauptsächlich beim Betriebsstoffwechsel in Funktion treten, somit die Kohlenhydrate und Fette. Die moderne Ernährungslehre teilt heute die Nährstoffe in Energieträger und Schutzstoffe ein; unter Energieträgern versteht man in erster Linie jene Substanzen, die durch Oxydation im Organismus Energie erzeugen, wie die Fette und Kohlenhydrate und in untergeordnetem Maße auch die Eiweißstoffe; als Schutzstoffe werden Substanzen bezeichnet, deren Bedeutung im Organismus nicht in energetischen (kalorischen) Aufgaben besteht, sondern die infolge ihrer physiologisch-chemischen Sonderwirkung bestimmte Funktionen erfüllen müssen, wie die Mineralstoffe, Vitamine, die Eiweißstoffe, bis zu einem gewissen Grade auch die Fette.

Mit klarem Blick erkannte Liebig bereits, daß die Kohlenhydrate bei überschüssiger (abundanter) Ernährung im tierischen Organismus in Fette verwandelt werden können. Bis zu seiner Zeit herrschte die Auffassung, daß die Körperfette lediglich aus Nahrungsfetten gebildet würden. Allerdings stützte Liebig seine Ansicht, daß die Kohlenhydrate imstande seien, Fette zu bilden, lediglich auf Hypothesen und die von ihm angeführten Tatsachen und Versuche sind nicht beweiskräftig. Er meinte, daß die Fettbildung mit dem Respirationsprozeß zusammenhinge, somit mit der Menge des Sauerstoffes, der den Tieren zugeführt wird; darum blieben sie nach seiner Auffassung auf der Weide und im Freien fettarm, während sie bei Stallhaltung, reichlicher Nahrung und Fehlen an Bewegung infolge Mangels an zugeführtem Sauerstoff Fett ansetzen. Die Fettbildung ist nach ihm im Tierkörper durch ein Mißverhältnis der Menge der aufgenommenen Nahrung zu dem eingeatmeten Sauerstoff bedingt.

Sehr wichtig ist, daß Liebig bereits klar die Bedeutung der Mineralstoffe, insbesondere des Calciums und der Phosphorsäure, für die tierische Ernährung erkannte und auch auf ihre Rolle bei der Ernährung des Menschen hinwies. Gerade in unserer Zeit, wo die landwirtschaftlichen Nutztiere infolge des Fehlens an Handelsdüngemitteln kalk- und phosphorsäurearmes Futter erhalten und dadurch an Mineralstoffmangelkrankungen leiden, wie insbesondere die Schweine und Milchtiere, ist sehr wesentlich, uns wie-

derum an diese Lehren Liebigs zu erinnern. Für die Berliner Bevölkerung hat vor kurzem G e r i c k e gezeigt, daß bei den heutigen Rationen eine wesentliche Unterernährung sowohl der Jugendlichen wie der Erwachsenen an Mineralstoffen, vor allem an Kalk und Phosphorsäure, besteht und darauf hingewiesen, welche verheerenden Auswirkungen hinsichtlich der Anfälligkeit für gewisse Krankheiten, nicht zuletzt für Tuberkulose, dadurch entstehen.

Von unserer heutigen Perspektive aus weist die „Tierchemie“ Liebigs natürlich viele Mängel auf, hauptsächlich dadurch bedingt, daß er die einschlägigen Fragen zu einseitig chemisch beurteilte, ohne die nötigen physiologischen Versuche zu Grunde zu legen; allerdings geschah dies bald nach ihm durch seine Schüler P e t t e n k o f e r und V o i t in erschöpfender Weise.

Das gewaltige Erbe, das uns Liebig auf agrikulturchemischem Gebiet hinterlassen hat, zeigt uns, daß die Agrikulturchemie nicht nur eine der wichtigsten Landbauwissenschaften darstellt, sondern als Pflanzen- und Tierernährungslehre auch eine wesentliche Grundlage der menschlichen Ernährung bildet; denn die menschliche Ernährung kann nicht vom Boden und der pflanzlichen und tierischen Ernährung getrennt werden.

Weiterhin verpflichtet uns das Andenken an Liebig, die agrikulturchemische Forschung in Deutschland mehr als bisher zu pflegen, um einigermaßen die Vorsprünge einzuholen, die andere Nationen auf diesem Gebiet während der letzten Jahre errungen haben. Dazu ist selbstverständlich ein Ausbau bezw. Wiederaufbau unserer agrikulturchemischen Institute und Forschungsstätten dringend nötig.

In Gießen ist an Stelle der Universität die Justus-Liebig-Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin getreten; um sich des großen Namens, den sie trägt, würdig zu erweisen, muß sie im Geiste Liebigs arbeiten und forschen. Sie kann es nur, wenn sie entsprechend ausgebaut und eingerichtet wird und Staat und Stadt sich ihrer annehmen und ihren Aufbau unterstützen. Unsere Aufgabe wird es dann sein, im Sinne Liebigs an dieser neuen Forschungsstätte zu arbeiten und das große Erbe, das er uns hinterlassen hat, entsprechend zu verwalten und zu vermehren.

Wir müssen uns daher anlässlich der 700-Jahrfeier der Stadt Gießen im Andenken an das hiesige Wirken Liebig's an die Worte des Dichters erinnern: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

Alfred Götze †

Von W. Mitzka.

Zur Meisterschaft deutscher Wortgeschichte ist Alfred Götze vom Frühneuhochdeutschen ausgegangen. Die in alle Tiefen des Daseins greifende Geistesgeschichte des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts sucht und findet ihren sprachschöpferischen Ausdruck im gesprochenen und im gedruckten Wort. Dieser Zeitspanne der von Urkräften bewegter Volks- und Sprachgeschichte, dem Philologen sonst so spröde und in quellendem Reichtum landschaftlicher und persönlicher Vielfalt so problematisch, hat Götze zeitlebens seine Forscherleidenschaft bewahrt. Das Feld seines wissenschaftlichen Mühens steckte Götze, dem bloße antiquarische Tätigkeit ohne die Nähe des atmenden und ringenden Lebens seither wesensfremd geblieben ist, bis in die Gegenwart ab. Die Theorie von der alten Sprache unseres Volkes blieb ihm grau, wenn sie nicht der Hege und dem Gedeihen der bunten Gefilde der lebenden diene. Der Sprachverstand war ihm beseelt vom Sprachgewissen. Mit diesem sprachlichen Lebensgefühl blickte er vom Höhenwege deutscher Wortgeschichte über die weite Landschaft der Gegenwartssprache mit ihren ragenden Gipfeln und ihren fruchtbringenden Niederungen, über die Hochsprache und die Mundarten. Der Gelehrte streitet nicht gern um Dinge der heutigen flutenden Sprache mit Leuten, die über die eigenen Wörter und ihren Gebrauch so gut Bescheid zu wissen meinen. Ein seltenes Verantwortungsbewußtsein erfüllte auch darin unsern Fachmann, dessen menschlicher Grundzug gütige Hilfsbereitschaft war: er hielt es nicht unter seiner Würde, auf alle Fragen nach Ableitung, Stilgebrauch, Namenkunde jedem, auch dem Nichtfachmann zu antworten, ob in Zeitschriften wie der des Sprachvereins oder brieflich. Götze hat an dem großen Nationalwerk der deutschen Schriftsprache, am Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm,

lange Jahre mitgearbeitet, sein Philologenherz schlug aber auch dem Geringsten in seinem Volke.

Die Sprache steht nicht still. Sie hat ihre Geschichte. Sie schreitet mit in die Zukunft. Den entwicklungsgeschichtlichen Gedanken erörtert Götze in einem Aufsatz in den „Grenzboten“ 1917. Manche Neuerungen seien nicht notwendig. Es gehe nicht an, wie es der kritisierende Laie tut, sich gegen Änderungen in der Gegenwart zu sperren. Das Wörtchen „wie“ hat seit der mittelhochdeutschen Zeit sein Herrschaftsgebiet in der Hochsprache erweitert. Damals wurde mit „wie“ nur gefragt, beim Vergleich stand „als“, beim Komparativ „denn“. Für „den“ ist bei Ungleichheit „als“ eingetreten, bei Gleichheit hat „wie“ das ältere „als“ verdrängt. Dieser Wandel ist noch im Gange. Gegen solche Änderungen, die über einen Zeitraum laufen, sei die Schule unduldsam. Die Wissenschaft aber, das ist so recht Götzes Meinung, lehrt duldsam zu sein.

Die Sprachnot des kleinen Mannes behandelt Götze in der Zeitschrift für deutsche Bildung — ein Anrecht auf diese Bildung hat jener also durchaus — in einem Aufsatz „Zum Deutsch der Unterschicht von heute“ (1931). Zunächst ist es Not der Rechtschreibung. Götze spricht allen aus der Erinnerung, wenn er die Nöte und Sünden des Schreibunterrichts in der Volksschule nennt. Auch die oberen Schichten seien unsicher. Wer weiß dies nicht von sich. Unsere Gelehrten überlassen, gesteht Götze freimütig für uns, die Rechtschreibung ihrer Bücher dem Drucker, sie selber mögen sich darüber erhaben fühlen oder seien zu wenig geübt. Bei den Behörden sei der „Duden“ das begehrteste Buch. Form und Lautwert seltener, sagen wir unnötiger Buchstaben wie q, x, y sind nicht geläufig. In der Schreibung der Fremdwörter wendet der kleine Mann seine Aussprache an. Solange diese Unsicherheit bleibt, bleibe auch die ernste Frage: Abstand weitester Kreise unseres sonst so geschulten und hochbegabten Volkes von jeder Art literarischen Lebens. Die Blickschärfe für solche nachdenkliche Sprachsorge gewann Götze auch aus dem Erleben schweizerischer Nachbarschaft. Das es dem Manne aus dem Volke mit seiner Sprache ohne jene Sprachnot von Jugend an anders

gehen kann, zeige die Schweiz mit ihrem volksnahen Unterricht, der überall an die Mundart anknüpft, die als hohes Gut gepflegt wird. Ein andermal (Ilbergs Neue Jahrbücher 1918) weist Götze an Beispielen der Wortwahl schweizerischer Zeitungen nach, wie drüben ein reicher Wortschatz allen Schichten zugänglich ist. Dazu zitiert er das Comeniuswort von der „lexikalischen Wohlhabenheit“ der Volkssprache, ein Erbe aus alter Zeit.

Götze lehrte: Kultur und Sprache gehören zusammen. Sprachwissenschaft ist Kulturwissenschaft. Der gesamte Kulturbesitz eines Volkes benötigt und schafft sich seinen sprachlichen Ausdruck. Diesen strömenden Schöpfungsvorgang in Vergangenheit und Zukunft beobachtet Götze unter der Idee der Ganzheit: auf die deutsche Hochsprache fällt das Freilicht der Mundarten. Für seine Forschung hat Götze in den Landschaften, in die ihn Schicksal und Beruf stellten, hellhörig und andächtig die Sprache des Volkes belauscht: das Obersächsische seiner jungen Jahre, das Alemannische seiner Freiburger Zeit, das Hessische aus der Fülle seines reifen Wissens und überall dort seines heimatliebenden Forscherherzens bis zuletzt.

Beide Sprachkreise sind darum in seinen vielgenutzten Übungsbüchern, die schmerzliche Lücken im praktischen Unterricht füllten, vertreten: das „Frühneuhochdeutsche Lesebuch“, mit dem „Frühneuhochdeutschen Glossar“, und die „Proben deutscher Mundarten“.

Soweit ihn z. B. das Krimgotische, im althochdeutschen Zeitraum Otfried von Weißenburg, hernach unsre hochdeutschen Klassiker wie Wolfram und Gottfried von Straßburg in die Vergangenheit zurücklockten, die Wurzeln seiner Forschung sogen die Kraft vor allem und zu allen Zeiten aus dem Boden der Neuzeit bis zur Gegenwart. Von da aus gesehen, sind es Ausflüge, wenn Götze der mittelhochdeutschen Forschung etwas zu sagen hat, etwa daß die Entstehung der beiden Epen „Dietrichs Flucht“ und „Rabenschlacht“ genauer als bisher datiert werden könne. Dafür waren die 1280er Jahre genannt worden. Von der Datierung von Wernhers Meier Helmbrecht, dessen Benutzung des jüngeren Titrel und von der zeitlichen Einordnung des Seifried

Helbling aus gewinnt Götze den Zeitabschnitt 1275—82. Die Reihenfolge muß sein: Dietrichs Flucht, Rabenschlacht, Helmbrecht. Im Bereich des Mittelhochdeutschen beschäftigt ihn auch, im Sinne einer Vorgeschichte seines Hauptthemas, die Frage nach der mittelhochdeutschen Schriftsprache (Zeitschrift für Deutschkunde 1929). Der Dichter der klassischen Zeit geht da von seiner Mundart aus, schließt davon aber aus, was bei den Nachbarn nicht gilt. Er will auch in der Ferne verstanden werden. Die klassischen Muster werden außerhalb ihrer Heimat Vorbild.

Als erster wendet Götze die im 19. Jahrhundert entwickelte textkritische Methode an einem Gedicht des 16. Jahrhunderts an. Es ist das „Kegelspiel“ von 1522. Damit also führt er jenes kritische Verfahren, das die Wiederherstellung der ursprünglichen Fassung einer Dichtung beabsichtigt, in die frühneuhochdeutsche Forschung ein. Er stellt an über 400 Stellen die Sprache des Dichters wieder her. Das „Kegelspiel“ gehört in die Schweiz. Es ist eine katholische Flugschrift, was Götze gegen die seitherige literaturgeschichtliche Einordnung feststellt. Diese kecke und volkstümliche Flugschrift war in ihrem überlieferten Text schon vorher herausgegeben worden. Götze bietet nun einen kritischen Text. Jenen Druck beheimatet er gegen seine Vorgänger nach Augsburg. Für diese Untersuchungen kann Götze sein eigenes Handbuch „Die nochdeutschen Drucke der Reformationszeit“ nutzen, er erkennt Melchior Ramminger als Drucker. Dieser Augsburger will einem alemannischen Manuskript weiteste Verbreitung sichern, er nähert es dem Ideal einer mitteldeutschen Schriftsprache. Unter den von Götze sonst noch herausgegebenen und bearbeiteten Flugschriften ist noch eine andere alemannisch, „Hans Knüchel“ 1523. Als Verfasser galt seither der Baseler Buchdrucker Pamphilus Gengenbach. Götze stellt fest, daß er nur der Drucker ist. Die Sprache und die innere Form, der Trotz zugleich gegen Luther und Papst, stimmt nicht zum lutherischen Drucker und Meistersinger. An dem alemannischen Wortschatz erkennt Götze den Verfasser in dem Berner Prediger Dr. Sebastian Meyer. Bei anderer Gelegenheit hatte Götze den Nachweis geführt, daß er der Verfasser der Flugschrift „vom Pfründmarkt der Kurtisanen“ sein

muß. Aus solcher Forschung konnte Götze auch die „Zwölf Artikel der Bauern“ in endgültiger Forschung behandeln. Als Verfasser erkennt er einen besonders kühnen Vertreter der Autoren jener Flugschriften.

Für die Editionen solcher Texte hatte der junge Bibliothekar Götze jenes unentbehrlich gewordene Handbuch, seinem Lehrer Friedrich Kluge gewidmet, bereitgestellt (1905). Trübner hat es würdig ausgestattet. Der Überzahl dieser Drucke fehlt die Angabe von Drucker und Druckort. 79 Facsimiledruckseiten bieten die Proben für typographischen Vergleich. Dazu stellt Götze die Merkmale der Sprache der Denkmäler nach dem Vorbild der Weimarer Lutherausgabe zusammen, dazu aus oft sehr entlegenen Quellen die biographischen Tatsachen dieses kaum durchforschten Gebietes, alles zum Zwecke der Drucker- und Verfasserbestimmung.

An jener großen kritischen Ausgabe von Luthers Werken ist Götze in Band 10 beteiligt. Höchste Editionsansprüche galt da z. B. dem Bethüchlein von 1522. Die umfangreiche Überlieferung, die Vorläufer und Vorarbeiten, die verschiedenen Textformen, die Nachdrucke; das Verhältnis zu anderen Büchern dieser Art, die Übersetzungen werden da, zusammen mit Cohrs, in einer erschöpfenden Einleitung behandelt. Aus solcher Selbsterziehung zu philologischer Sorgfalt lehrt Götze z. B. gelegentlich der Besprechung der Herausgabe von Werken von Eberlein von Günzburg (Anzeiger für deutsches Altertum 1904) Herausgeberpflichten gegenüber einem frühneuhochdeutschen Text, wie moderne Zeichensetzung für solchen alten Druck.

Von hoher Warte sucht Götze Hochsprache und Mundart, Buchsprache und Volkssprache zu überschauen. Beide treffen sich im Volkslied. Für diese mündliche Literaturgattung hatte Götze eine besondere Neigung. Die „Studien zur Literaturgeschichte, Albert Köster gewidmet“ (1912) leitet er mit einem Aufsatz über den Untergang des Volksliedes ein. Die Stimmung, der Blick auf Gegenwart und Zukunft, alles ist wieder für Götze charakteristisch. Die gelehrte Bemühung um das Volkslied seit dem 18. Jahrhundert, seit Herders und Goethes jungen Jahren, ist von der Klage über den Untergang begleitet. Götze teilt den üblichen Pes-

simismus nicht. Er schließt sich den Sammlern an, die wie jene großen Vorläufer in ihrer Landschaft noch ein freudiges Weiterleben des Volksliedes melden. Er hält fest: wo Arnim für das Wunderhorn hundert Lieder einbringen konnte, da kennen wir jetzt tausende, vor allem aus Randgebieten, die das alte Erbe hegen. Den pessimistischen Schluß: „Welt und Mensch sind anders geworden, deshalb muß das Volkslied aussterben“ wandelt Götze: „deshalb muß das Volkslied anders werden“. So wird die Mundart im Volkslied weithin durch die hochdeutsche Sprache abgelöst. Umgestaltet wird auch die Melodie. Das Buchwesen vermittelt Kunstlieder, die nun auf dem Wege zum Volkslied weniger umgewandelt werden als vordem.

„Goethe und das Volkslied“ behandelt Götze in Ilbergs Neuen Jahrbüchern 1913. Goethes Kunst verdankt dem Volkslied viel, aber er hat seinerseits auch wiederum dies angeregt. Götzes Untersuchung führt in beide Fragenkreise: das Volksmäßige bei Goethe und Goethes Lieder im Volksmunde. Goethe hat die drei Zeitabschnitte der verschiedengestimmten Wertung des Volksliedes erlebt, die der Verkennung noch zur Zeit der Anakreontik, des Überschwanges und der sachlich verstehenden Forschung. Seit Straßburg und Herder hat Goethe einen einheitlichen Begriff vom Volkslied vorausgesetzt, so sehr er seinen Standpunkt der Betrachtung dieses Lieblingsthemas seiner Jugend gewechselt hat. Von Goethes zwölf Volksballaden, die er wohl in Sesenheim gesammelt hatte, übernahm Herder drei in seine Sammlung. Was aus Goethes Lyrik im Volksmunde werden konnte, erörtert Götze an dem Schicksal des Sesenheimer Liedes „Mit einem gemalten Band“.

Seine Gedanken zur Problematik des Volksliedes hat Götze in den beiden Büchern „Vom deutschen Volkslied“ 1921 und „Das deutsche Volkslied“ 1929 in anregender und wie immer aus echtem Urteil gewonnener Sachkenntnis entwickelt. Seine Definition schließt sich dem Rezeptionsstandpunkt John Meiers an, sie lautet (Germanisch-romanische Monatsschrift 1913): Volkslied ist ein Lied, das im „Gesang der Unterschied eines Kulturvolkes in längerer gedächtnismäßiger Überlieferung und in ihrem Stil derart eingebürgert ist oder war, daß, wer es singt, vom individuellen An-

recht eines Urhebers in Wort und Weise nichts empfindet. Da ist auf der einen Seite das Kunstlied, auf der anderen der Schlager ausgegliedert.

Das Hochziel des gelehrten Lebenswerkes Götzes bleibt zu allen Zeiten die Wortgeschichte. Da lebt sich die Gabe etymologischer Deutung aus kulturgeschichtlicher Sprachwissenschaft voll und beglückt aus. Das Studium der einzelnen Wortgeschichten überrascht immer wieder durch den Reiz einer zunächst nicht zu errahnenden Deutung. Der Bienenkorb heißt im Elsässischen Bungst. Die Lösung bringt die Sachvolkskunde, aus der Götze (Teuthonista 2) boum + mhd. kaste „Kasten“ erschließt. Es ist also ursprünglich ein ausgehöhltes Stück eines Baumstammes. Oder ein zunächst rätselhaftes Wort wird als Übersetzungslehnwort erkannt: Geduld ist der Name der Frühjahrsblume unserer Gärten Arabis, in jenem Namensfalle im Alemannischen. So heißt dort aber auch der Sauerampfer. Dessen lateinischer Name lapathium ist in der französisch sprechenden Schweiz zu la patience geworden. Der säuerliche Geschmack der Arabis hat die Übertragung motiviert. Oder eine ihr heimatliches Deutsch so prächtig handhabende Fürstin hilft: der „Reiel“ ist im Pfälzischen ein Pfad zwischen Häusern oder Gärten, auch in Nürnberg, seltsam weiter auch im Nassauischen als Raul, Reul, Rawel, so auch im Rheinischen. Aus einem Briefe von Elisabeth Charlotte von der Pfalz von 1721 schließt Götze, daß jene Mundartwörter auf franz. ruelle „Gäßlein“ zurückgehen. Seither war das im Südwesten verbreitete buschper „munter“ ein Rätsel geblieben. Jacob Grimm hatte im Deutschen Wörterbuch (I 1790) von diesem dortzulande beliebten Wort gesagt: „Doch hält es schwer die wahre Gestalt des hübschen Wortes herauszubringen“. Dann hatte sich E. Schwyzer darum bemüht. Götze löst das Rätsel, es ist nicht einfach. Das schwäbische unmundsam „verdrießlich“ stellt er zu gotisch munan „denken“, mhd. munst „Freude“. Das tirolische mustberlich „gesprächig“ führt zu einem zu erschließenden munstbaere, das sich regelrecht zu musper in alemannischen Randgebieten fortsetzt. Im Hauptgebiet wird m vor p zu b dissimiliert.

Autorität ist Götze vor allem in frühneuhochdeutscher Wortgeschichte. Da überrascht z. B., daß der Ausdruck „lutherisch“ von den katholischen Gegnern durchgesetzt wird, und zwar gegen den Unwillen und Widerspruch von Luther selbst. Erst später faßte dies Wort auch in protestantischen Kreisen Fuß und wurde sogar amtlich (Zeitschrift für deutsche Wortforschung III).

Manche seiner grundsätzlichen Erkenntnisse klingen hinterher so selbstverständlich. Für Dinge, die erst aufkommen und vorher nicht da waren, hat die Sprache die Namen schon vorher vorrätig. Solche „*Nomina ante res*“ untersucht Götze in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie (1917). Längst vorhandene Wörter erhalten mit dem Aufkommen neuer Sachen, also bei Wortbedarf, die zur Sache gehörige neue Bedeutung. Bleistift, Bleifeder beziehen sich ursprünglich nicht auf den heutigen Bleistift, der aus Graphit und nicht aus Blei hergestellt wird. Der neuzeitliche Verkehr, so daß Eisenbahnwesen, hat eine ganze Anzahl solcher *Nomina ante res* verwendet, etwa die Weiche. Auf mathematisch-astronomischem Gebiet ist Stunde ein solches Nomen: althochdeutsch *stunta*, mittelhochdeutsch *stunde* sind „Zeitpunkt, kurzer Zeitraum von unbestimmter Dauer“. Den alten Sinn bewahren bis heute die Wendungen: von *Stund an*, bis auf diese Stunde. Erst das 15. Jahrhundert hat das Wort auf den 24. Teil des Tages festgelegt. Damals ist das Wort *Minute* als *Nomen cum re* für den 60. Teil der Stunde gebildet worden, *Sekunde* wiederum als Teil dieser im 17. Jahrhundert.

Wortgeschichtliches Neuland gewinnt Götze im Bereich der *Fachsprachen*. „Sprachwissenschaft und Handwerk“ lautet das Thema eines Aufsatzes aus dem Jahre 1922. Da rügt Götze, daß es der Sprachwissenschaft an der Fühlung mit der sinnlichen Außenwelt fehlen kann. Unser Ausdruck „ausstehen“ = leiden z. B. geht auf das Leben der Wanderburschen, die „draußen sind“. Ein andermal spürt Götze den Geheimnissen der Bergmannssprache nach (Zeitschrift für deutsche Philologie 1929). Da kann er aus der vertrauten Welt des Frühneuhochdeutschen den Namen des Minerals Wolfram deuten. Der Gang durch die bis dahin dunkle Geschichte dieses Wortes, das in die andern Kultursprachen

vom Deutschen übergang, wird wieder ein kleines reizendes Genrebild, diesmal also aus der Welt der Bergknappen. Beim Schmelzen des Zinns tritt durch dies Metall ein Verlust ein, daher das erste Wortglied Wolf. Der zweite Bestandteil ist mittelhochdeutsch rām „Schmutz, Ruß“. Damit weist sich dies Fachwort als Schelte aus, wie es die Mineralnamen Nickel und Kobald auch sind.

Auch auf die Wortschöpfung der Gaunersprache richtet Götze seine philologische Aufmerksamkeit. Das Rotwelsch liefert das von Berlin ausstrahlende Wort „keß“ = dreist, schneidig, frech. Seine Geschichte war noch in der letzten, schon von Götze selbst betreuten 11. Auflage von Kluges Etymologischem Wörterbuch unklar geblieben. Götze löst das Rätsel 1935 (Muttersprache): das rotwelsche Wort ist unter dem Namen des Buchstabens innerhalb des Gauneralphabets versteckt und wird als Anlaut des und anstatt des Wortes chochem angewendet.

Eine Sondersprache aus der Hochschicht der Wissenschaftssprache behandelt das umfangreiche Buch „Anfänge einer mathematische Fachsprache in Keplers Deutsch.“ Aus eigener Berufssprache stammt die Abhandlung „Akademische Fachsprache“ (Germanisch-romanische Monatsschrift 1929). Da handelt es sich um sprach- und kulturgeschichtlich bedeutsame Fremdwörter, deren Geschichte ein interessantes Stück abendländischer Hochschulgeschichte ist. Wieder ein Wort der ihm so vertrauten frühen Neuzeit ist der Ausdruck „Bruder Studio“. Seine Geschichte kennen wir nun von Götze (Gießener Hochschulnachrichten VI). Im Anfang des 18. Jahrhunderts hat das Wort noch die (verbale) Form Studeo. Es gehört zu den Übernamen wie Taugenichts.

Redensarten des Alltags werden von uns oft gebraucht, ohne daß wir den wortgeschichtlichen Sinn solcher zuletzt in ihrer Entstehung rätselhaft gewordenen Wendungen kennen. So die Redensart „es geht auf keine Kuhhaut = es läßt sich gar nicht alles sagen“ (Zeitschrift für Mundartforschung 1935). Sie ist in deutschen Mundarten weit verbreitet, vor allem im Südwesten und hier wieder in katholischen Landschaften. Gegen Norden und Osten, zumal in protestantischen Gegenden ist sie im Volke unbekannt. Eine lange Vorgeschichte bringt auch da wieder manche

Überraschung. Sie geht von Bibelstellen und von der christlichen Vorstellung des Schuldbuches des Sünders, der Buchhaltung des Teufels aus. Der mittelalterliche Schreibstoff, das Pergament, wird z. B. von Hugo von Trimberg Kalbshaut genannt. Geistliche Schreiber beanspruchen feines Leder, dem Teufel gönnt man nur grobes Leder. Mit Legendenstoff gelangt das Motiv des Sündenregisters auf der Kuhhaut in den alemannischen Raum. Götze verfolgt das weitere Erscheinen in bildender Kunst und in der Literatur bis Campe 1808.

Zur Lautgeschichte tritt als jüngste Sonderdisziplin die Lautgeographie. Zu neuen Ufern hatte die junge Mundartforschung sehr bald auch den Wortforscher Götze gelockt. Die verständnisvolle und freundschaftliche Nachbarschaft zum Deutschen Sprachatlas und zur Dialektgeographie sei ihm im Namen von Generationen gedankt. Manchen seiner Schüler hat er angeregt, die Heimatsprache nun mit anspruchsvoller, aus seiner eigenen Werkstatt geschulter Methodik zu untersuchen. Wie es dort geschehen war, ergänzte er die Kategorie der *Zeit* durch die des *Raumes*: als erster hat er gesamtdeutsche mundartliche Wortgeographie monographisch durch seinen Freiburger Schüler Ricker, *Synonymik deutscher Handwerksnamen 1917* behandeln lassen. Für das Gesamtgebiet hat er selber weitere Handwerksnamen (*Ilbergs Neue Jahrbücher 1918*) wortgeographisch bearbeitet. Wieder weist die zur Wortgeschichte und diesmal also auch zur Wortgeographie gebotene Kulturgeschichte in die ganzheitliche Richtung des sprachwissenschaftlichen Mühens Götzes. Auf Rickers Karte überblickt man die Synonymenfläche Böttcher als den Raum des alten Bierlandes von Bremen bis Riga, und im Ostmitteldeutschen von Erfurt an nach Osten. Dort ist Böttcher als Wort der sächsischen Kanzlei und Luthers in die Schriftsprache eingegangen. Das Synonym Küfer erweist sich als Wort des alten Weinbaugebietes, fehlt mithin dem Osten und gilt am Rhein von der Quelle bis zur Mündung, am Main, weithin im Alemannischen. Schäffler, seit dem 13. Jahrhundert bayrisch, hat seinen Verbreitungsraum im südöstlichen Bierlande, wo Restflächen des Synonyms Binder wie auch anderwärts liegen geblieben sind.

Die schwierigste aller Wortgruppen sind die **N a m e n**. Götze wurde führender Namensforscher, seitdem er dies wuchernde, den Sprachgesetzen so gern sich entziehende wortgeschichtliche Dickicht der Namenswelt zuerst in der Gemeinde Waldshut im Alemannischen mitzuroden begonnen hatte. Die Südhälfte Hessens ist durch ihn und seine Schülerarbeiten die heute am besten erforschte Orts- und Flurnamenlandschaft. Für die Familiennamen kommt wieder seine überragende Kenner-schaft des Frühneuhochdeutschen zur Geltung. Ein Aufsatz „Familiennamen und frühneuhochdeutscher Wortschatz“ (1919) bietet namenkundliche Kostbarkeiten. So etwa Trefz, der Name eines Gutsbesitzers, ein Übername nach dem Unkraut Trespe, mhd. trefs; Fliedner nach der vliete, dem Aderlasseisen, Wopfner nach obd. wopfen „Waffe“, Salwürk nach mhd. sâr „Panzer“, Paufler, der Sammler von Baumfallen, das sind Tannenzapfen.

Wenn vielgebrauchte Namenbücher berühmte Namen zur Enttäuschung der Leser auslassen, dann werden sie zu jenem Fünftel aller Namen gestellt worden sein, das nach einem Wort von Edward Schröder völlig dunkel geblieben ist. Es ist so recht nach Götzes fröhlichem Philologentemperament, gerade solche Namen aufzugreifen, z. B. Moscherosch, Treitschke, Lasker, Aly, Grillparzer, Ganghofer, Leibniz, Hirzel, Tschudi, von Handwerksnamen Schottelius, Schleiermacher, Lichtwark, Hodler (Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 1922).

Götze schafft den Begriff der „mittelbaren Berufs-n a m e n“ (Festschrift für John Meier 1934). Unmittelbare Berufs-namen entstehen da, wo ein Beruf, ein Amt erblich ist, wie Richter, Schultheiß, Vogt oder Becker, Spengler, Gerber. Mittelbar entstanden sind Knieriem, Fingerhut, Sättele, Häfele, Kessel, Panzer, Nagel. Nur eine Gruppe war bis dahin behandelt worden, nämlich die Schleifnamen, die die Gesellen den Lehrlingen gaben.

Nicht Namendeutung, sondern erst mal Namen-geschichte, lautet die grundsätzliche Forderung Götzes. Zur Namendeutung könne im günstigen Falle vorgedrungen werden, wenn die Geschichte des Namens gesichert ist. Die Volksnähe auch dieser Forschung Götzes erweist sich in der Methode, die auf land-

schaftlich, nach Kulturgeschichte und nach Mundart, fundierte Begründung dringt. Solche allseitige philologische Sicherung erweist jede einzelne Namengeschichte, die Götze in verschwenderischer Fülle bietet. Sie ist jedesmal zugleich eine freundliche Warnung vor etymologischem Leichtsinne. Wie kräftig die Forschungsarbeit auch hier im Boden der jedesmal zur Forschungsheimat gewordenen Landschaft wurzelte, möge wieder irgendein Beispiel andeuten. Aus dem Buche „Familiennamen im badischen Oberland“ 1918: mhd. arke stammt aus lat. arca „Kasten“. Die Verkleinerungsform ist erkelin, der Kübel, in den die Trauben zuerst gefüllt werden. Er wird vom Kübler als Berufszeichen vor die Tür gehängt, darum heißt ein Haus in Freiburg 1565 zum Orgkelin. Anderorts entsteht daraus der Familienname Ergele, in Waldshut. Mundartliche Apokope wandelt dies in Ergel. Das schriftsprachlich erhaltene —e, aus der Schule, wird in der Franzosenzeit von einem Träger dieses Namens gesichert, er schreibt sich Ergellet.

Bei zwei Mundartwörterbüchern hat Götze gern und hilfreich Pate gestanden, dem Badischen und dem Südhessischen. Eine grundsätzliche Frage klärt ein Aufsatz über die Frage: was fehlt in dem Wortschatz der Mundart? Keine Mundart vertrete das volle Sprachleben (Alemannia 1907). Die Überlegenheit der Schriftsprache offenbare sich darin, daß sie sich den Wortschatz der Mundarten dienstbar gemacht habe, von der Schweiz mit den Wörtern anheimeln, Heimweh, anstellig, über Thüringen-Sachsen mit ähnlich, bang bis zu den Küstenwörtern Boot, Pumpe, Topf. Lücken im Wortschatz wurden in weitem Ausmaß erst erkannt, als Luthers Neues Testament im Süden nachgedruckt wurde und die Basler, Straßburger, Augsburger Leser viele mitteldeutsche Wörter nicht kannten. Auf Lücken machen von den heutigen Mundartwörterbüchern das Schwäbische von Hermann Fischer und das Elsässische von Martin und Lienhart aufmerksam. Zuletzt hat Ochs für das Badische diese Forderung am stärksten beherzigt.

Wortgeschichte war das Thema seiner Doktorschrift, die über die Adjektivendung —isch handelte. Deutsche Wortgeschichte lautet der Titel der dreibändigen Festschrift für Alfred Götze zum 17. Mai 1941, zu seinem 65. Geburtstage. Friedrich

Maurer und Fritz Stroh sammelten dazu Fachgenossen, die den Dank der gerade von Götze so glücklich geförderten und belebten wortgeschichtlichen Forschung in Rückblick und vor allem zukunftsweisenden Ausblick abstatteten. Den Schluß bildet das Verzeichnis der Schriften Götzes, auf das wir für unsere Zitate verweisen. Wortgeschichtliche Mühe, gepaart mit ent-sagungsvoller Arbeit im Verborgenen, forderten zuletzt zwei große Wörterbücher: Kluges Etymologisches Wörterbuch und Trübners Wörterbuch, wie es Götze in Dankbarkeit für den großen Verleger seiner jungen Jahre benannte. Es ist gewiß eine einmalige Erscheinung im Leben der Gelehrten, daß der Herausgeber und führende Mitarbeiter sich im Titel eines solchen mehrbändigen, weite Kreise angehenden Standardwerkes nicht nennt, ein denkwürdiges Zeugnis für Alfred Götze.

Die stolze Höhe umfassender Wörterbucharbeit gewann Götze frühzeitig als Verfasser des 14. Bandes des Deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm. Gipfelpunkte von Wortgeschichte sind da etwa die Stichwörter Wehr, weihen, weise. Zur 9. Auflage von Kluges Wörterbuch breitete Götze aus reichem, nun so vielfältig bezeugtem Wissen und aus der Gesinnung fachlicher Hilfsbereitschaft Ergänzungs- und Besserungsvorschläge aus (*Zeitschrift für deutsche Philologie* 1923). Was in einer neuen Auflage aufgenommen werden mußte, zählt er sorgsam auf. Den feinen Spürsinn für neue Wörter, die im Alltag vielgebraucht, in ihrer Geschichte aber unerkantet geblieben waren, zeigt Götze auch hier wieder. Die kommende Auflage hat Götze der Wissenschaft in umfassender Neubearbeitung als kostbares Erbe bereitgestellt.

Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm sollte zunächst ein Hausbuch der Deutschen werden. Es wurde in einer hundert-jährigen Baugeschichte das große Monumentalwerk für die Forschung. Jene erste Absicht nahm Götze mit seinem Trübnerwörterbuch wieder auf, es sollte eine kulturgeschichtlich anziehende Auswahl von Wortgeschichte bringen. Mitten im Schaffen und forschenden Sorgen für seine beiden großen Wörterbücher hat der Tod unsern Meister der deutschen Wortgeschichte abberufen.

Kurt Glasers wissenschaftliches Lebenswerk

Von Adalbert Hämel.

Mit Kurt Glaser, der am 16. Dezember 1946 verstarb, ist der bedeutendste Schüler von Dietrich Behrens zu Grabe gegangen. Geboren am 25. Mai 1880 in Wetzlar, stammte er väterlicherseits aus theologischen, mütterlicherseits aus juristischen Kreisen. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Wetzlar studierte er an den Universitäten Gießen, Marburg und Paris, promovierte 1904 in Gießen und trat dann in den höheren Schuldienst ein. Am Gymnasium und Realgymnasium in Marburg war er als Studienrat, später auch als Oberstudienrat tätig, habilitierte sich neben dem Schuldienst 1912 in Marburg und erhielt 1921 den Titel eines a. o. Professors. Erst 1929, da er als Nachfolger seines Lehrers Dietrich Behrens nach Gießen ging, schied er aus dem höheren Schuldienst aus. Wenn man die aufreibende Arbeit eines Lehrers an einer höheren Schule kennt und weiß, was es bedeutet, wenn man gleichzeitig auch noch eine Vorlesungstätigkeit an einer Universität auszuüben hat, dann staunt man über die reiche literarische Wirksamkeit Glasers gerade auch in der Zeit seines Doppelberufes.

Schon Glasers Dissertation zeigt die Haupteigenschaften seiner literarischen Tätigkeit: die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit sowie das abgewogene, ruhige und besonnene Urteil. „Die Maß- und Gewichtsbezeichnungen des Französischen. Ein Beitrag zur Lexikographie und Bedeutungsgeschichte“ nennt sich seine Erstlingsarbeit, die auf ausgedehnten Vorarbeiten beruhend eine Dissertation von seltener Reife geworden ist. (Gedruckt in Zeitschr. f. franz. Sprache und Lit. Bd. XXVI, 1904, S. 95—200). Die alten und modernen Maß- und Gewichtsbezeichnungen in der Schriftsprache und in den Mundarten werden etymologisch und bedeutungsgeschichtlich untersucht und damit wird zum erstenmal das

meist in Wörterbüchern verstreute Material übersichtlich geordnet und in ein System gebracht. Es zeigt sich dabei, daß die alten Bezeichnungen gegenüber der sprachlichen Einförmigkeit der modernen Terminologie viel reicher und mannigfaltiger waren und manche Begriffe verschiedenen Sphären angehören. Besonderes Augenmerk wird der Fixierung des zeitlichen Vorkommens und der lokalen Verbreitung der einzelnen Bezeichnungen geschenkt. Obwohl Glaser den Atlas linguistique noch nicht benützen konnte, ist bis heute keine Untersuchung bekannt geworden, die Glasers Arbeit überholt oder überflüssig gemacht hätte und das günstige Urteil, das die Kritik von damals fällt, ist bis heute in Geltung geblieben. Nach dem Register hat Glaser nicht weniger als 820 Wörter besprochen.

Die nachfolgenden Jahre hat Glaser zu gründlichen und eingehenden Studien an der Pariser Nationalbibliothek benützt und sich in ein reiches ungedrucktes Material des 16. Jahrhunderts vertieft. Das Ergebnis war seine Habilitationsschrift, die den Titel führt: „Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“. Sie verteilt sich auf sechs Bände der ZfSL (31, 32, 33, 34, 39, 45) und auf die Jahre 1907—1919. Diese umfangreiche, fast ausschließlich auf ungedrucktem Material und seltenen Drucken beruhende Untersuchung, die bis in die kleinsten Einzelheiten hinein die große Gewissenhaftigkeit des Verfassers beweist, scheint mir die wissenschaftlich bedeutendste Leistung Kurt Glasers zu sein. Es ist sehr zu bedauern, daß diese „Beiträge“ nicht in etwas überarbeiteter Form als selbständiges Buch erschienen sind und von den Literarhistorikern viel zu wenig ausgewertet wurden. Schuld daran ist zweifellos auch der allzu bescheidene Titel, der die Vielseitigkeit des behandelten Materials und die zahlreichen neuen Aspekte der Literatur der französischen Renaissance, und vor allem der Plejade, nicht ahnen läßt. Gewiß weist die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit der sich Glaser beschäftigt, nicht die bedeutenden Vertreter der Literatur auf wie die erste. Kein Marot, kein Rabelais, kein Calvin oder Bèze erhebt ein zweitesmal. Aber man darf auch Ronsard und die Plejade nicht zu

gering einschätzen und darf ihre Stellung innerhalb des Gesamtgeschehens der geistigen Entwicklung nicht übersehen. Eine Zeit wird nicht nur durch ihre großen geistigen Leistungen bestimmt, sondern auch durch den Geschmack des Publikums und die Wirkung der literarischen Erzeugnisse, auch solcher, die ästhetisch keinen allzu großen Wert beanspruchen können. Glasers „Beiträge“ charakterisieren die Zeitverhältnisse, liefern anschauliche Bilder der religiösen Kämpfe der Zeit und zeigen immer wieder, wie eng verbunden die religiösen Erneuerungsbewegungen mit den allgemeinen Strömungen des geistigen und politischen Lebens in Verbindung stehen. Mit besonderer Klarheit und Schärfe ist die Wandlung der ursprünglich rein religiösen Literatur zur politischen Kampfliteratur herausgearbeitet und mit großer Objektivität und wissenschaftlicher Unparteilichkeit beurteilt Glaser die Schriften auf beiden Seiten der kämpfenden Parteien. Seine Sympathie gehört aber jenen seltenen und unerschrockenen Männern, die wie Michel de l'Hospital und Estienne Pasquier zur Versöhnung und Toleranz aufforderten. E. Pasquiers Ausführungen über die Duldung der Calvinisten und die Notwendigkeit eines ruhigen Nebeneinanderbestehens zweier Konfessionen in einem Lande kann man nur mit tiefer Ergriffenheit lesen und mit Bewunderung für einen Mann, der im 16. Jahrhundert schon Worte fand, die man erst im 18. zu lesen gewohnt ist. Aber diese Stimmen der Vernunft verhallten im Streite der Meinungen und der politischen Verfehlung der Gegner. Unterdrückung und Kampf waren weiter das Lösungswort, das Ringen um die weltliche Macht stand für beide im Vordergrund.

So gliedert Glaser seine „Beiträge“ in drei Hauptteile. Im ersten wird die Herausbildung des politischen Charakters der Reformationsliteratur in Frankreich, das Zurücktreten des religiösen Elementes zugunsten des politischen dargestellt. Im zweiten wird die politische Dichtung der Plejade behandelt: Ronsard, Belleau, Jodelle, Baif erscheinen in einem anderen Zusammenhang als man es gewohnt ist: als Parteigänger der älteren Tradition und Bekämpfer der Hugenotten. Im dritten Teil werden dann die politischen Theorien, die sich aus dem ursprünglich rein religiösen

Kampf herausgebildet haben, eingehend besprochen. Im Mittelpunkt steht Jean Bodins Staatstheorie, die ja auch mit ihrer Verteidigung der absoluten Monarchie den Sieg über alle revolutionären Tendenzen davontragen sollte. Wichtig ist aber, daß die monarchiefeindlichen Theorien des 16. Jahrhunderts die ersten Anfänge einer geistigen Bewegung wurden, die dann im 18. als Aufklärung wiedererstehen und den Sieg erringen sollten. So wird die politisierte Reformationsliteratur einen gewaltigen Einfluß ausüben auf die gedankliche Arbeit der folgenden Jahrhunderte. Denn sie hat den Gegensatz zwischen den Konfessionen auf das politische Gebiet getragen und dadurch das Ringen um die Herrschaft im Staate veranlaßt. Freilich, im 17. Jahrhundert wagt noch niemand offen den Kampf gegen die herrschenden absolutistischen Theorien. Der despotische Druck ist zu stark. Und so ist, politisch gesehen, das klassische Zeitalter trotz des strahlenden Glanzes eine Periode des Stillstandes. Die politischen Theorien des 16. Jahrhunderts haben jedoch, soweit sie auf dem Grundsatz der Freiheit der Persönlichkeit ruhten, den formenprächtigen, aber politisch ideenarmen Klassizismus überdauert und zur Ausgestaltung der Ideenwelt des 18. Jahrhunderts wesentlich beigetragen.

Der Problemkreis der politischen Literatur Frankreichs hat Glaser immer wieder angezogen und ihn zu einer Reihe weiterer Studien veranlaßt. Schon 1907 gibt er zwei von ihm in der Bibliothèque Nationale entdeckte Reden von Estienne Pasquier in der *Revue de la Renaissance* (VIII, 1—28 und 136—140) heraus und schreibt dazu eine Einleitung in elegantem Französisch. Im gleichen Jahre behandelt er „Montesquieus Theorie vom Ursprung des Rechts“ in dem wissenschaftlichen Programm seines Marburger Gymnasiums. Ronsard charakterisiert er 1927 noch einmal in einem hübschen Aufsatz: „Ronsard-Erinnerung“ (*ZfSL*, L, 191—203), wo er vor allem den Natursinn und die neue Auffassung von Moral bei Ronsard herausarbeitet und Sainte-Beuves Ronsardbild nach der positiven und negativen Seite beleuchtet.

Eine Fortführung seiner Studien zur politischen Literatur Frankreichs bedeutet auch sein klarer, wohlabgewogener Aufsatz: „Aufklärung und Revolution in Frankreich“ (*ZfSL*, XLV, 1919,

397—436), worin der Nachweis erbracht werden soll, daß die Führer der Revolution, vor allem Robespierre, mit der philosophischen Literatur des 18. Jahrhunderts wohl vertraut waren. Glaser widerlegt dabei bis ins Einzelne die Auffassung Emile Faguets, der die Frage, ob die Aufklärungsliteratur die Revolution mitherbeigeführt und auf ihren Verlauf bestimmend und richtunggebend miteingewirkt habe, mit Entschiedenheit verneint. Auch hier arbeitet Glaser vielfach mit noch ungedrucktem Material, das er in der Bibliothèque Nationale gesammelt hatte.

Einem rein literarischen Thema des 17. Jahrhunderts ist ein kurzer Aufsatz Glasers gewidmet, der gleichzeitig auch sein Interesse an der italienischen Literatur zeigt: „Zur sprachlich-stilistischen Nachahmung Machiavellis durch Lafontaine“ (ZfSL. XXX, 1908, II, 234—241). Wenn man auch nicht von einer tiefgreifenden Einwirkung Machiavellis auf Lafontaine sprechen kann, so läßt sich trotzdem zeigen, daß der italienische Dichter in sprachlich-stilistischer Beziehung auf Lafontaine eingewirkt hat, vor allem in den Teilen seiner „Contes“, in denen Lafontaine die direkte Rede beibehält und sich dadurch an die dramatische Form seines italienischen Vorbildes leichter anlehnen konnte. Aber bei Lafontaine wird das psychologische Element in viel stärkerem Maße in den Vordergrund gerückt als bei Machiavelli. Er geht den seelischen Gründen der Handlungsweise seiner Gestalten viel mehr nach als der nur berichtende italienische Dichter. Lafontaine war eben doch der größere Künstler.

Mit dem 18. Jahrhundert hat sich Glaser auch später wieder beschäftigt und ein Thema aufgegriffen, das grundsätzliche Bedeutung hat. Anlässlich des 200jährigen Jubiläums des Erscheinens von Manon Lescaut, jenes berühmten Romans aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, schreibt er für einen weiteren Kreis (Nachr. der Gießener Hochschulgesellschaft IX, 1933, 18—30), nicht eine Besprechung und Charakterisierung des Romans, sondern er nimmt das Jubiläum zum Anlaß, um die Bestrebungen zu kritisieren, die den Roman einer Art Vorromantik zuschreiben wollen, um damit der Tatsache zu entgehen, daß die Romantik nun einmal nicht in Frankreich, sondern in England und Deutsch-

land entstanden ist. Glaser findet hier treffende Worte, um das unwissenschaftliche Verfahren jener zu kennzeichnen, die um der herrschenden Meinung des Volkes zu schmeicheln, die Tatsachen umbiegen und vergewaltigen.

Vom 18. Jahrhundert führten Glasers Studien von selbst zur romantischen Bewegung in Frankreich. Hier ist es vor allem Lamartine, der ihn fesselt und dem er vier Aufsätze widmet. Er behandelt ihn als Historiker und Politiker (Arch. Stud. d. neueren Spr. LXXXVII, 1922, 210—222), er charakterisiert seine Literaturkritik (Neuere Spr. XL, 1933), seine Beziehungen zu Stendhal (NMO. 1932) und in einem gedankentiefen Aufsatz: „Lamartine und der Symbolismus“ zeigt er Lamartines symbolistische Denkweise auf (Germ. Rom. Mon. Schr. XX) und bringt ihn damit in Verbindung mit Maeterlinck und Verhaeren.

Der Symbolismus und der Regionalismus sind überhaupt der zweite große Problemkreis, mit dem sich Glaser nach seinen Studien über die politische Literatur Frankreichs eingehender befaßte. In einem umfangreichen Aufsatz über Georges Rodenbach, den Dichter des toten Brügge (Neuere Sprachen, XXV, 1917/18), arbeitet er sich in die Probleme des französischen Symbolismus ein und streift bereits auch die regionalistische Bedeutung jener belgischen Dichter. Für Glaser ist es klar, daß „es belgische Dichter waren, welche unter Führung Verhaerens die auf Abwege geratene Kunst Baudelaires, Mallarmés und Verlaines gerettet und den Symbolismus einem neuen selbständigen Leben entgegengeführt haben“. Die Meister der flandrischen Dichtkunst schöpften eben aus Quellen, die den Franzosen verschlossen waren, nämlich dem heimischen Volkstum. Georges Rodenbach ist es nun, dem er eine ausführliche biographische und literarische Studie widmet. Im Mittelpunkt steht das Jugenderlebnis: Brügge, die tote Stadt, die einst so mächtig war und heute ein stilles, aber eindrucksvolles Erlebnis ist für jeden, der sie besucht. Sehr fein weiß Glaser den inneren Entwicklungsgang des Dichters zu zeichnen, seine Berührung mit dem Goncourt'schen Impressionismus und seine Beziehungen zu den Dichtern des Symbolismus, dabei aber stets betonend, daß Rodenbach niemals seine Selbständigkeit aufgegeben hat und sich

nicht ins Schlepptau literarischer Schulen und Moden spannen ließ. Rodenbach hat stets seine eigene Note, das ist die seelische Verwandtschaft mit dem einsamen und träumerisch daliegenden Brügge. Wer daher Rodenbach verstehen will, sagt Glaser, muß Brügge kennen und die Stadt mit eigenen Augen gesehen haben. Der Dichter hat seine Romanhelden mit dem Dasein seiner Lieblingsstadt verknüpft und damit zwischen den Menschen und den Dingen eine Beziehung hergestellt. Sein berühmter Roman „Bruges-la-Morte“ hat in diesem Sinne programmatische Bedeutung. Die Stadt selbst wird zur handelnden Person, „die sich mit Leben füllt und entscheidend eingreift in die Geschehnisse des Romans“. Glaser gelingt es gut, sich selbst in die Seele des Dichters zu versenken und seine Romane, Dramen und lyrischen Gedichte in anschaulicher, einführender Weise vor dem Leser erstehen zu lassen.

Einige Jahre später widmet Glaser dem Haupt der belgischen symbolistischen Dichter Emil Verhaeren in der Behrensfestschrift (1929, S. 310—327) eine kurze Studie, die Verhaerens Verhältnis zu Frankreich klarlegen will. Glaser ordnet Verhaeren in die dichterische Entwicklung des 19. Jahrhunderts ein und zeigt hier wiederum, wie die flämische Dichtung die französische Poesie erneuert, ihr unverbrauchtes Blut zuführt und sie so zu neuen Höhen fähig macht. Die ganze Tragik dieser germanisch-belgischen Dichter läßt Glaser vor uns erstehen, die sich ganz in die französische Dichtung einordnen und ihre germanische Herkunft völlig vergessen und verleugnen.

Die Verbundenheit des Symbolismus der belgischen Dichter mit ihrem Heimatboden führt Glaser dazu, sich auch eingehender mit dem Regionalismus zu befassen und so schenkt er uns einen wertvollen Überblick über die „Regionalistischen Strömungen im französischen Roman der Gegenwart“ (ZfSL. XLVIII, 1926, 226—271). Dieser Aufsatz hat programmatische Bedeutung. Denn die Fülle des gebotenen Materials steht unter dem leitenden Gesichtspunkt einer genauen und eindeutigen Begriffsbestimmung. Regionalismus ist nach Glaser nicht die bloße Beschäftigung und literarische Darstellung der französischen Provinz, ihrer Bewohner und ihrer Sitten, das Wesentliche ist das „wahrhaft innere Verhältnis

zu den geschilderten Provinzen und ihren Bewohnern“, „die lebendige Anschauung, die innige Berührung“. Es sind „die seelischen Elemente, die sich von dort aus ergeben und Wärme verbreiten“. Der Regionalist müsse außerdem auch ein Kämpfer sein, der gegen den Zentralismus von Paris zu streiten wisse und der die Gefahren erkenne, die in der Zentralisation lägen. Wenn auch im Regionalismus der große Gegensatz zwischen idealistischer und realistischer Schilderung zur Geltung komme, so müsse sich der eigentliche Regionalist doch von allen literarischen Strömungen und Schulen fernhalten. Er soll nur das gestalten, was in der Provinz, die ihm am Herzen liege, vor sich gehe und bei ihm nach Gestaltung ringe. Glaser scheidet somit eine Reihe Schriftsteller aus, für die der Regionalismus nur ein Stoffkreis neben anderen ist und hält sich nur an jene, die „weniger Schriftsteller von Beruf sind“ und aus leidenschaftlicher Hingabe die engere Heimat dichterisch gestalten, einfache Leute, Bauern und Lehrer, die den Kreis ihres Wirkens kaum verlassen und Paris, wenn überhaupt, dann nur selten betreten. Es ist also ein eigenartiger, eigenwilliger Kreis von Schriftstellern, die in Glasers Aufsatz an uns vorüberziehen und für deren Charakterisierung man auch heute noch dem Verfasser dankbar sein muß, auch wenn inzwischen über den einen und anderen Dichter bereits eingehendere Studien veröffentlicht worden sind. Drei Provinzen greift Glaser besonders heraus: die Bretagne, Elsaß-Lothringen und natürlich Belgien, dessen Geistesleben ihn immer stark angezogen hat. Ich stehe nicht an, ihn für den besten Kenner dieses Zweiges der französischen Literatur in Deutschland zu halten. Denn man ersieht aus seinen Ausführungen, daß er die in Frage kommende Literatur aus erster Hand und gründlich kennt und Autoren heranzieht, über die man sich in Deutschland sonst keine Auskunft holen kann, die aber ein anschauliches Bild von der Vielseitigkeit und Erdverbundenheit der belgischen Literatur zu bieten vermögen. Auch dieser Aufsatz hätte es verdient, in Buchform zu erscheinen und einem weiteren Leserkreis dargeboten zu werden.

In französischer Sprache hat dann Glaser die Kunst eines Regionalisten und Wegbereiters des Symbolismus Belgiens behandelt,

über den noch kaum eingehendere Arbeiten vorliegen: „Camille Lemonnier“ und zwar hat er die Farbbezeichnung (François Moderne II, 1934, 113—122) und den Aufbau eines seiner Romane (Therèse Monique in Neophil. XXIII, 1937) näher beleuchtet.

Diese Studien führten Glaser zur Stilkunde und veranlaßten ihn, sich mit dem vielseitigen Edmond Schérer zu beschäftigen, um das Problem der Stilkritik auch von einer anderen Seite aus zu beleuchten. In seinem Beitrag zur Festschrift E. Tappolet: „E. Schérer und die französische Sprache“ (Basel, 1935, 96—110) zeigt er in gepflegter Sprache, wie zwar philologische Fragen im Gesamtwerk Schériers nur eine nebensächliche Rolle einnehmen, wie reizvoll es aber trotzdem ist zu sehen, wie Schérer, der das klassische Ideal für die „höchsterreichbare Form von Schönheit und Vollkommenheit“ hält und den „Zusammenbruch des guten alten Geschmacks“ beklagt, nicht nur in Einzelheiten scharfe Kritik an neu aufgekommenen Worten, Wendungen und Sprachgebilden übt, sondern auch den Stil Molières, Racines, Michelets, V. Hugos, Lamartines, Chateaubriands, Taines u. a. kritisiert und beurteilt. Und er bleibt, wie Glaser sagt, nicht im Halben und Alltäglichen stecken. Sein Stilwille geht aufs Ganze stilistischer Kunst. Scharf weiß E. Schérer den Zweck aller Stilkritik herauszustellen: die Stilkunde müsse zur Erkenntnis des inneren Menschen führen. Als letztes Ziel jeder Literaturkritik schwebt ihm vor, die schöpferische Persönlichkeit auf Grund ihrer literarischen Leistungen zu erkennen. „Das Schwingen des Menschlichen im Dichter wird für ihn zu einer Voraussetzung für das Vorhandensein künstlerischer Größe“. Durch die Darstellung von E. Schériers Gedanken gibt Glaser auch seine eigene wissenschaftliche Auffassung wieder. Fern aller hypermodernen Literaturbetrachtungen und verstiegenen, verschwommenen Ideen bleibt er stets auf dem Boden der Tatsachen und der Wirklichkeit und lehnt jedes Phantasieren und Deuteln ohne genügende Textgrundlagen ab.

Auch Glasers in Buchform erschienene sprachgeschichtliche Arbeit „Neologismus und Sprachgefühl im heutigen Französisch“ (Gießen*1930) zeigt die Vorzüge seiner Methode. Sie knüpft, wie er im Vorwort sagt, an die letzte Veröffentlichung seines Lehrers

D. Behrens an, indem sie das von Behrens zusammengetragene reiche Material modern englischer Lehnwörter im Französischen von neuen Gesichtspunkten aus zu deuten versucht. Glaser behandelt aber nicht nur die Anglizismen, sondern auch die Neubildungen der Technik, des Verkehrswesens, der Fachsprache und des Argot. Den französischen Kriegsneologismen und ihrem Eindringen in die Alltagssprache wird ein eigener Abschnitt gewidmet. Albert Barth, der diese Untersuchungen eingehend bespricht (ZfSL, LVII, 1933. 115—120), fällt folgendes Urteil: „Glaser begnügt sich nicht mit der Feststellung und Gruppierung der Tatsachen; er forscht überall nach dem, was R. M. Meyer einmal „Kriterien der Aneignung“ genannt hat und dies Bemühen um die tieferen Ursachen und Zusammenhänge macht die Originalität der lesenswerten kleinen Schrift aus, die eine Fülle eigener guter Beobachtungen enthält und daneben andere Sammlungen und Darstellungen kritisch verwertet. Durch Besonnenheit des Urteils und Sachkunde hebt sie sich vorteilhaft ab von der Mehrzahl der seit Toblers Tod in Deutschland erschienenen Arbeiten über das Neufranzösische“. Und mit Recht sagt er weiter unten, daß man in der Auffassung der sprachlichen Erscheinungen selten anderer Meinung sein könnte als der gut informierte und vorsichtige Verfasser.

Die von A. Barth gerühmten Vorzüge von Glasers sprachwissenschaftlichen Arbeiten treffen auch auf seine zahlreichen kleineren Beiträge z. B. zum Bedeutungswandel in Französischen, zum „sens péjoratif du suffixeard“ im Französischen, zum „sens caritatif“ im Romanischen“ u. a. zu. Sie sind alle voll trefflicher Beobachtungen und kritischer, vorsichtiger Bemerkungen.

Zwei Bücher hat Glaser veröffentlicht, die in erster Linie für die Studenten bestimmt sind und die sein pädagogisches Geschick zeigen: „Frankreich und seine Einrichtungen“ (Bielefeld und Leipzig, 1923, 207 S.) bietet die Grundzüge einer Landeskunde, die aus Vorlesungen an der Universität Marburg hervorgegangen, in erster Linie für die künftigen Lehrer des Französischen bestimmt ist und in weiser Auswahl und auf Grund selbständiger Beobachtungen und Studien das heutige politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben in Frankreich behandelt. Trotz der inzwischen geänderten

politischen Verhältnisse kann das Buch, vor allem in seinen geschichtlichen Teilen, noch heute nicht entbehrt werden. Das einige Jahre später erschienene „Altfranzösische Lesebuch des späteren Mittelalters“ (Halle, 1926) bietet eine reiche, sorgfältige Auswahl aus Texten des 15. und 16. Jahrhunderts. Man kann natürlich bezweifeln, ob es angängig war, auch Marot, Rabelais, Marguerite de Navarra zum „späteren Mittelalter“ zu rechnen. Jedenfalls wäre es richtiger gewesen den Titel zu ändern in „Mittelfranzösisches Lesebuch des 15. und 16. Jahrhunderts“, denn die Auswahl an sich ist für den Studenten notwendig und brauchbar, wenn man auch hie und da eine andere Verteilung (Villon z. B. ist zu schwach vertreten) gewünscht hätte. Wichtig aber ist das ausführliche Wörterbuch, das dem Studierenden ermöglicht, auch ohne Lehrer die Texte jener Zeit zu lesen und zu interpretieren.

Eine Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen Kurt Glasers wäre nicht vollständig, wenn nicht auch seiner Tätigkeit als Kritiker gedacht würde. Glasers zahlreiche Besprechungen zeigen den gleichen gründlichen und kritischen Sinn wie seine selbständigen Arbeiten. Alle Gebiete der französischen Sprach- und Literaturgeschichte sind dabei vertreten, immer wieder weiß er eigenes zu geben und muß er einmal etwas ablehnen, dann geschieht es in so vornehmer, streng sachlicher Form, daß jedes Persönliche ausgeschaltet ist und der Gegner niemals verletzt werden kann. Man lese z. B. seine Übersichten „Neuerscheinungen auf dem Gebiete der französischen Literaturgeschichte“, insbesondere des 19. und 20. Jahrhunderts (ZfSL, XLIX, 1927, 178—198 und LII, 1929, 366—382) und man wird finden, daß das, was Glaser sagt, auch heute noch Geltung hat, ja vielleicht noch mehr, nachdem der überflüssige Streit von damals (Positivismus und Idealismus) längst verklungen ist. Die Ideale, für die Glaser eintritt, sind die, die man heute den Studenten gar nicht oft genug wiederholen kann: Hinter der Darstellung muß in der Literaturgeschichte die Auswertung und Interpretierung der Texte und literarischen Quellen stehen. Anlässlich der Besprechung von Ph. A. Beckers „Clément Marot“ sagt Glaser deutlich: „Beckers Buch ruft es uns aufs Neue, wenn wir es über anderes vergessen, ins Gedächtnis, daß

Quellenforschung mehr als eine Vorarbeit ist, daß sie Kunst ist, höchste Kunst, eine höhere jedenfalls wie die stilistische Darbietung, auch wenn diese wie in Klemperers Literaturgeschichte zu beachtenswerter Vollendung geführt worden ist“. Aber obwohl die ganze Art Klemperers einem so kritischen, wohlabwägenden und bis in die Einzelheiten kenntnisreichen Geist wie Glaser nicht liegen kann, so versucht er doch seine Art zu verstehen, sagt von Klemperers Literaturgeschichte, sie bringe Schwung, verbreite Leben, gebe Anregungen auch da, wo sie Bedenken auslöse und zum Widerspruch herausfordere. Er unterschreibt durchaus das Urteil von Hanns Heiß, der über Klemperer schreibt, er neige zwar dazu, französisches Wesen und Schrifttum nach einer vorgefaßten, auf ein paar einprägsame Formeln gebrachte Meinung auszulegen, verstehe aber auch noch in seinen Eigenwilligkeiten und Vereinfachungen zu fesseln. Wie sehr aber Glaser jede altmodische Betrachtung der Literaturgeschichte ablehnt und große Gesichtspunkte in den Mittelpunkt stellen will, zeigt seine Kritik der französischen Literaturgeschichte von Josef Haas, von dem er richtig sagt, er „leiere immer und immer wieder das Alte und längst Bekannte herunter“, gebe „äußerliche chronologische Periodisierungen“, gewinne „nicht die leitenden Gesichtspunkte“, auf die sich die großen Periodisierungen zu stützen hätten. Und er gibt eine noch heute nützliche Anregung, nämlich ein Buch zu schreiben, das zu einem Wegweiser durch den Stand der Forschungen auf dem Gebiete der neufranzösischen Literatur würde und das die großen Probleme der Literaturgeschichte vortrage oder umgekehrt von den Problemen ausgehe und von dort zu den Forschungen über diese gelange. Kurt Glaser hätte ein solches Buch sehr gut selbst schreiben können. Er hätte dazu die nötigen Kenntnisse, den Überblick und die Belesenheit gehabt und durch sein pädagogisches Geschick wäre es ein wertvolles Hilfsmittel in der Hand der Studenten geworden.

Neben seiner eigenen reichen literarischen Tätigkeit hat Kurt Glaser auch eine Reihe wertvoller Arbeiten angeregt, die er in den von seinem Lehrer D. Behrens gegründeten und von ihm fortgeführten Gießener Beiträgen zur romanischen Philologie veröffent-

licht hat. Nach dem Tode von Fritz Neumann hat er 1929 auch die Redaktion des Literaturblatts für germanische und romanische Philologie in seinem romanistischen und anglistischen Teil übernommen und selbst darin zahlreiche Besprechungen geschrieben.

Seinem verehrungswürdigen Lehrer Dietrich Behrens hat Kurt Glaser zwei Nachrufe gewidmet (ZfSL, LIV, 1930, 3—8 und NSpr, XXXVIII, 1930). Was er hier von Behrens schreibt, das gilt in gleicher Weise von ihm selbst: „Sein auf greifbare Erkenntnisse gerichteter Sinn hielt sich fern von jeder wissenschaftlichen oder halbwissenschaftlichen Spekulation; er versprach sich nichts von dem Philosophieren über die Sprache, in welchen Formen es auch einerschreiten mochte und stand allen von außen an sein Fach herangetragenen Forderungen und Bestrebungen ablehnend gegenüber“. Die Wissenschaft war ihm nicht „Vermutung und Intuition“, sondern verlangte „exakte und überzeugende Dokumentierung“. Man könnte diesen Satz über alle wissenschaftlichen Arbeiten Kurt Glasers schreiben. Immer wieder zeigen sich seine Gewissenhaftigkeit und seine kluge Vorsicht, seine Sachkenntnis und seine kritische Einstellung. Muster und Vorbild waren ihm nicht nur seine unmittelbaren Lehrer, sondern alle großen Vertreter der romanischen Philologie, in erster Linie Friedrich Diez, der größte Sohn Gießens, dem er „Eine Jahrhunderterinnerung“ gewidmet hat (Nachr. der Gießener Hochschulgesellschaft XII, 1938, 3—14), in der der Glaube an ihn und die Treue zu ihm besonderen Ausdruck fand.

Kurt Glaser hat die Tradition seines großen Lehrers Dietrich Behrens als Inhaber des Lehrstuhls der Romanistik in Gießen seit 1929 in würdiger Weise fortgesetzt und seinem eigenen Namen in der Geschichte der romanischen Philologie in Deutschland einen Ehrenplatz gesichert.

Raphael Eduard Liesegang

geb. 1. Sept. 1869 in Elberfeld; gest. 16. Nov. 1947 in Bad Homburg.

Blätter der Erinnerung von Ernst Küster.

Daten aus R. E. Liesegangs Leben:

Dr. phil. h. c. (Gießen 1919) und Dr. med. h. c. (Frankfurt a. Main).
Mitglied des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Biophysik in Frankfurt a. Main
seit 1921.

Leiter des Instituts für Kolloidforschung in Frankfurt a. Main, später
Bad Homburg — seit 1937.

Mitglied der Leopold.-Carolin. Deutschen Akademie der Naturforscher
in Halle (Saale).

R. E. Liesegang war Verfasser der folgenden naturwissenschaftlichen,
in Buchform erschienen Werke:

Beiträge zum Problem des elektrischen Fernsehens.
Düsseldorf 1891. — 2. Aufl. 1899. — Russische Ausgabe 1895.

Photographische Chemie. Düsseldorf 1898.

Über die Schichtungen bei Diffusionen. Leipzig 1907.

Chemische Reaktionen in Gallerten. Düsseldorf 1898. —
2. Aufl. Dresden-Leipzig 1924.

Elektrolyse in Gallerten. Düsseldorf 1899.

Geologische Diffusionen. Dresden-Leipzig 1913.

Die Achate. Dresden-Leipzig 1915.

Kolloidchemie 1914 bis 1922 (Wissenschaftliche Forschungsberichte
Bd. 6). Dresden-Leipzig 1922. — 2. Aufl. 1926.

Kolloide in der Technik (Wissenschaftl. Forschungsberichte Bd. 9).
Dresden-Leipzig 1923. — 2. Aufl. 1943.

Biologische Kolloidchemie (Wissenschaftl. Forschungsberichte
Bd. 20). Dresden-Leipzig 1928.

Kolloidchemische Technologie. Dresden-Leipzig 1927. —
2. Aufl. 1932.

Medizinische Kolloidlehre, — hrsg. v. Lichtwitz, Liesegang
u. Spiro. Dresden-Leipzig 1935. — 2. Aufl. in Vorbereitung.

Kolloidfibel für Mediziner. Dresden-Leipzig 1936. — 2. Aufl.
1942. — 3. Aufl. 1944.

Raphael Eduard Liesegang war Herausgeber der „Wissenschaftlichen Forschungsberichte“ (Dresden-Leipzig, Th. Steinkopff), von welchen 57 Bände erschienen sind.

Liesegang war Mitherausgeber und Mitarbeiter der Zeitschrift für wissenschaftliche Mikroskopie (Leipzig, S. Hirzel).

Im Jahre 1933 wurde zu Frankfurt a. M. die Raphael-Eduard-Liesegang-Stiftung ins Leben gerufen: „Die große wissenschaftliche und technische Bedeutung der Forschungen von Dr. Dr. h. c. Raphael Eduard Liesegang und seine sonstige unermüdliche, dem selbstlosen Dienst an Wissenschaft und Technik gewidmete Lebensarbeit veranlassen eine Mehrheit seiner Freunde, Mitarbeiter und Schüler, aus Anlaß der Vollendung seines 70. Lebensjahres, ein dauerndes Andenken an sein Lebenswerk und eine Ehrung für ihn zu schaffen.“ Die Raphael-Eduard-Liesegang-Stiftung verlieh den Raphael-Eduard-Liesegang-Preis sowie Forschungsbeihilfen zur Förderung wissenschaftlicher und wissenschaftlich-technischer Forschungen auf dem Gebiete aller Naturwissenschaften und der Medizin.

Eine Selbstdarstellung seines Lebens und Bildungsganges hat R. E. Liesegang in der Kolloid-Zeitschrift Bd. 49 S. 226—229 (1929) gegeben.

Vor etwa vierzig Jahren erhielt ich in der Sommerfrische eine umfangreiche Drucksachensendung — ich entnahm ihr die ersten Schriften, die mir Raphael Eduard Liesegang zu überreichen die Freundlichkeit hatte; eines der Hefte trug die handschriftliche Widmung: „Dem Psychologen in Ernst Küster“ — es waren Liesegangs dramatische Dichtungen.

Liesegangs Forschungen und insbesondere das nach ihm benannte Phänomen der Liesegang'schen Ringe waren mir damals schon längst bekannt; von dem Dichter Liesegang hatte ich noch nichts gehört; den Verfasser so zahlreicher Schriften zu sehen oder zu sprechen, hatte ich noch niemals Gelegenheit gehabt. Nicht ohne Befremden blätterte ich in seinen Schriften, ohne den Grund finden zu können, der ihn gerade für diese Erzeugnisse seiner Feder besonderes Interesse bei mir voraussetzen hieß.

Geraume Zeit später wurde ich mit Liesegang persönlich bekannt; ich habe in Frankfurt mit ihm die Zeiten erlebt, in welchen die Aussicht für eines seiner Dramen das Interesse eines hervorragenden Musikers gewinnen zu können und es zum Buch einer Oper werden zu sehen, ihn freudig belebte — und ebenso die spä-

teren Jahre, in welchen Liesegang seine poetischen Versuche nicht mehr recht gelten lassen wollte. Wenn ich trotz solcher Wandlung noch oft an sie zurückgedacht habe, so geschah es vor allem deswegen, weil sie mir das Bild vervollständigen halfen, das ich von der Persönlichkeit ihres Verfassers mir zu machen trachtete.

Ein Bild von Liesegangs wissenschaftlichen Leistungen zu entwerfen, ist bereits wiederholt versucht worden. Wir alle bewundern seine unvergleichliche Vielseitigkeit und noch mehr die spielerische Leichtigkeit, mit der er beim Schreiben wie beim Plaudern Verbindungen schlug und Verknüpfungen fand, die auch entlegene Gebiete seines Wissens in überraschender Weise miteinander verbanden — nicht anders als der Meister am Webstuhl, vor dem die Schifflein herüber-hinüberschießen, die Fäden ungelesen fließen. Wir bewundern seinen Schaffensdrang, der viele Jahrzehnte lang keine Ermüdung kannte, und den Glauben an seine „Sendung“, den er in sich trug; wenn der Umfang seiner Arbeit uns den Eindruck einer seltenen Größe gab, so bestätigte diesen vollends die rührende Bescheidenheit, mit der der wunderbare Mann von seinen Leistungen sprach, und die Anspruchslosigkeit, mit der er hinter seinen Arbeitsgenossen und Gesprächspartnern zurückzutreten für selbstverständlich geboten erachtete. In diese Bewunderung mischte sich freilich dann und wann ein schmerzliches Bedauern, wenn wir selbst nach vieljährigem Verkehr mit ihm immer wieder nur von Liesegangs Können und Wissen, seinen neuen Einfällen und neuen Plänen zu hören bekamen und dabei so wenig über Liesegang selbst erfuhren; über ihn aber mehr zu hören, hätten wir alle, die wir in seine Nähe und in seinen Kreis gelangt waren, uns sehr gewünscht, weil wir nicht nur den Gelehrten bewunderten, sondern auch den Menschen liebten; der unermüdlich Gebende schloß aber seine Hand, wenn wir über ihn selbst einmal Kunde zu empfangen fast schon hofften. Wie gern hätten wir etwas gehört von dem, was sein Herz bewegte und sein Inneres erfüllte — vielleicht hofften wir im Stillen, ihm mit Rat oder wenigstens mit Anteilnahme helfen zu können; denn daß auch ihm, dem Fruchtbaren, nicht alle Saaten volle Ernte gebracht hatten, auch ihm nicht alle Blüenträume reifen wollten,

konnte uns ja nicht entgehen. Aber Liesegang wich solchen Versuchen am liebsten aus und verbarg sein Inneres in unsichtigem Dunkel. Wer war eigentlich Liesegang? Wir wußten es nicht recht und wären wohl zuweilen geneigt gewesen zu glauben, daß im Laufe der Jahre das vielgesuchte Bild sich manchesmal gewandelt hätte, wenn nicht seine Handschrift, dieser unbestechliche Spiegel des inneren Menschen, durch die Jahrzehnte hindurch mit ihrer Unveränderlichkeit uns von der Festigkeit seiner Einstellung zu den Dingen der Welt überzeugt hätte.

Auf Reisen führte mich einmal ein willkommener Zufall mit einem langjährigen Freund und Arbeitsgenossen Liesegangs zusammen: Er sprach über seinen Freund, ich über den meinigen: War es derselbe Liesegang? Ich konnte nicht alles gelten lassen, was der andere sagte, und der andere schien dem nicht völlig zustimmen zu können, was ich zu sagen für richtig hielt. „Wer kennt Liesegang?“ fragte er schließlich.

Wenn ich in den mit Liesegang geführten Gesprächen den weitgespannten Kreis seiner wissenschaftlichen Interessen bewunderte und in derselben Stunde die Fremdheit nicht verstehen konnte, mit der er Fragen des Tages und des allgemeinen Interesses gegenüberstand oder gegenüber zu stehen sich den Anschein gab, wurde mir mehr als einmal klar, wie schwer es blieb, Liesegang zu ergründen. Mit mimosenhaftem Zartgefühl sah man ihn oftmals bei Gelegenheiten zurückschrecken, die wahrlich keinen Angriff bedeuteten. Liesegang gehörte zum Geschlecht derer, die das, was sie am tiefsten und wirksamsten bewegt, am liebsten verschweigen; cum tacent, clamant.

Keine geringere Zurückhaltung als im Zwiegespräch hat Liesegang in vielen anderen Zusammenhängen bewahrt, in der Meinung, durch solche Zurückhaltung sich das von ihm stets heiß begehrte Maß von persönlicher Freiheit am besten sichern zu können. Jahrelang hat er von dem Dokortitel, den ihm die Gießener Philosophische Fakultät honoris causa verliehen hatte, keinen Gebrauch gemacht, und es bedurfte langer Auseinandersetzungen, um ihn auch nur zur Annahme dieser hohen Auszeichnung zu bewegen.

Ein schwerer Irrtum wäre es, aus der Zurückhaltung und — sagen wir getrost: aus der Schüchternheit, die aus Liesegangs Umgangsformen und Gesprächsführung so oft sprach, auf einen Mangel an Kraft oder an Vertrauen zum eigenen Können zu schließen. Richtig ist das Gegenteil: Liesegang war nicht nur ein Mann von unerschöpflicher Arbeitskraft; er wußte um diese Kraft; sie zu betätigen war weniger sein Ehrgeiz als seine Leidenschaft; arbeiten und andern zu helfen war ihm ein schwelgerisches Glück, über dem er alle Rauheiten des Lebens vergaß. War seine Arbeitskraft einmal durch Krankheit bedroht — er achtete seiner Leiden kaum; sein Kraftgefühl war zu groß, als daß eine vorübergehende Einbuße an ihr ihn sonderlich bedrückt hätte. Ich habe Zeiten mit Liesegang erlebt, in welchen materielle Not ihn so schwer bedrängte, daß ein anderer von ihr erdrosselt worden wäre — Liesegang ließ kein Wort der Klage jemals laut werden und setzte seine Forschungsarbeit fort — mit hungerndem Magen, aber mit flammendem Herzen. Wunderbar vollends bewährte sich seine Kraft damals, als die apokalyptischen Reiter des Weltkrieges seine Arbeitsstätte und Arbeitsmittel in Asche legten; vorbildlich hat uns Liesegang, der mehr als 70 Jahre alte Forscher, damals gezeigt, daß man in des Schiffsbruchs Knirschen nicht zu zagen und seine Arbeitskraft allen Gewalten zum Trutz zu erhalten die Pflicht hat.

Zahllose Briefe hat mir Liesegang im Laufe der Jahrzehnte geschrieben — die wichtigsten und inhaltsreichsten füllten eine schwere Mappe meiner Sammlungen. Nur ein Mal, glaube ich, hat aus ihnen der wirkliche, echte Liesegang unverstellt gesprochen — in dem Briefe, mit dem er mich bat, in unserm Verkehr künftighin das Sie mit dem Du zu vertauschen — wie es denn in den letzten zehn Jahren seines Lebens und unseres gemeinschaftlichen Arbeitens geschehen ist. Lauter, reicher, sprudelnder sprach der wahre echte Liesegang von sich selbst aber in den Monologen, die ich in seinen Dichtungen sehen möchte. Mag ihr literarischer Wert bescheiden sein — einen höheren bekommen sie für denjenigen, der Liesegang gekannt hat und hier nun endlich einmal Liesegang von keinem Gesprächspartner in Fesseln geschlagen endlich einmal ungehindert zu Worte kommen und seine Gedanken vor uns ausbrei-

ten sieht — einen Philosophen und einen Psychologen. Was wir auf den Seiten und zwischen den Zeilen seiner Dramen lesen, rundet uns das Bild dessen, der im Laboratorium zu uns sprach, und vervollständigt die Züge, die uns lieb und teuer waren; aus den Dichtungen Liesegangs spricht er, der im Alltag unverbrüchlich schweigsam blieb.

„Mein zweites Ich überwölbt die Flur und in den Herrlichkeiten der sinkenden Sonne jauchzt mein Schweigen“. Mit diesen Worten schließt Liesegangs Dichtung „Grishma“, die 1903 erschien.

Otto Eger †

Im akademischen Leben ereignet es sich zuzeiten, daß eine einzelne Persönlichkeit durch ein besonderes Maß von Ansehen und Einfluß aus dem Kreis der Gelehrten hervorragt und für einige Jahre oder Jahrzehnte gleichsam das Antlitz der Hochschule prägt. Eine solche Heraushebung ist mit dem Prinzip der Gleichberechtigung, das jede gesunde akademische Verfassung beherrscht, sehr wohl vereinbar. Denn sie beruht nicht auf einem eigenmächtig usurpierten Mehr an Rechten, sondern auf der freiwilligen Anerkennung der Gelehrtenschaft, daß dieser einzelne besser als andere dazu berufen sei, das Geschick der Hochschule in erfolgreiche Bahnen zu lenken und seine Kräfte an entscheidender Stelle für ihr Wohl einzusetzen. Die Gründe für diese Anerkennung liegen nicht nur in seinem wissenschaftlichen Ansehen, sondern vor allem auch in vielfältigen Eigenschaften des Geistes und des Charakters. Was eine solche Stellung erfordert, ist ein spezifisches Verwaltungstalent, das den Instinkt für gegebene Machtlagen mit der Energie zu ihrer Auswertung für den Nutzen der guten Sache vereinigt, darüber hinaus und vor allem anderen aber die völlige Lauterkeit und eigennützigte Rechtlichkeit der Gesinnung und ein gütiges und warmes Herz. Eine Hochschule, der das Glück beschieden war, in einer ihrer besten Zeiten sich dem Rat und der Lenkung einer solchen Persönlichkeit anvertrauen zu können, war die Universität Gießen und diese Persönlichkeit war OTTO EGER.

Aus einer Familie oberhessischen Ursprungs stammend, wurde Eger am 19. Oktober 1877 in Darmstadt geboren, wo er seine Jugend verbrachte. Sein Studium führte ihn in den Jahren 1895 bis 98 zunächst nach Göttingen, wo besonders der große Pandektist Regelsberger auf ihn wirkte, dann nach Gießen, Berlin und zuletzt wieder nach Gießen. Nach dem Referendarexamen trat er in den juristischen Vorbereitungsdienst ein und promovierte 1899 an

der Heimatuniversität bei dem Romanisten G. A. Leist mit einer zivilrechtlichen Arbeit über „Stellvertretung beim Eigentumserwerb“. Nachdem er sein Freiwilligenjahr beim hessischen Garderegiment abgeleistet und die praktische Justizausbildung abgeschlossen hatte, bestand er 1903 das juristische Staatsexamen in Darmstadt und erreichte unter den Kandidaten seines Termins den ersten Platz.

Schon während seiner Ausbildungszeit hatte Eger erkannt, daß ihn die wissenschaftliche und besonders die geschichtliche Erforschung des Rechts mehr anzog als die praktische Tätigkeit in Justiz oder Verwaltung, obschon er in der Folgezeit gerade auch als praktischer Jurist eine besonders ausgeprägte Begabung offenbarte. Als er 1905 Fakultätsassistent an der Juristischen Fakultät in Gießen geworden war, lenkte sein Lehrer Leist seine Aufmerksamkeit auf die juristische Papyrologie, die in jener Zeit in ihrer ersten Blüte stand. Der große Leipziger Romanist Ludwig Mitteis, der als der Begründer dieses neuen Wissenschaftszweiges zu gelten hat, hatte erkannt, daß die in Ägypten aufgefundenen Papyrusurkunden einen bis dahin ungeahnten Schatz von Aufschlüssen über das Rechtsleben in diesem Lande bargen, und zwar aus der Zeit von den Ptolemäerkönigen über die römische und die byzantinische Periode hinweg bis zur Araberherrschaft. Während die unmittelbare inschriftliche Überlieferung aus der Antike, soweit sie nicht in Stein oder Erz gegraben ist, auf allen vergänglicheren Schreibmaterialien bis auf wenige Ausnahmen der Vernichtung anheimfiel, blieben uns die Papyri unter den besonderen klimatischen Bedingungen des Nillandes erhalten und gewähren uns für mehr als ein Jahrtausend ein farbiges Bild vom geistigen wie vom Alltagsleben. Soweit uns diese Urkunden über rechtliche Zustände unterrichten, sind sie uns einmal dadurch besonders wertvoll, daß sie das Recht in seiner praktischen Anwendung zeigen, liegen uns doch Verträge und Schuldscheine, Prozeßprotokolle und sonstige Gerichtsurkunden und noch vielerlei andere Rechtsdenkmäler in bunter Fülle vor. Zum anderen aber bezeugen sie uns, daß auch noch nach der römischen Eroberung Ägyptens unter Augustus die einheimischen Rechte dieses Landes, die nach den verschiedenen

dort lebenden Nationen und auch nach Stadt und Land wieder unter sich vielfältig verschieden waren, im ganzen unverändert fortgalten, und daß sich daran auch später, als die freien Reichsuntertanen 212 n. Chr. das römische Bürgerrecht erhielten und damit dem römischen Recht unterstellt wurden, nur wenig geändert hat. So bedeutete es, nachdem Mitteis mit seinem bahnbrechenden Werk „Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs“ (1891) den Auftakt gegeben hatte, für die Romanisten eine überaus reizvolle Aufgabe, der Eigenart dieses ‚gräko-ägyptischen‘ Rechts nachzuspüren und seine Grundsätze aus der lückenhaften Überlieferung zu erkennen. Durch das erwachte Interesse der Rechtshistoriker wurden auch die Epigraphiker verstärkt zur Entzifferung und Veröffentlichung der noch unedierten Papyrustexte angeregt, und so erschienen damals Jahr für Jahr die von der Romanistik mit größter Spannung verfolgten Neuausgaben, die das Material der wissenschaftlichen Durchdringung bereitstellten. Die Papyri lagerten in den Museen und Bibliotheken aller Kulturländer, eine Sammlung stand auch im Besitz des Museums des Oberhessischen Geschichtsvereins, eine kleinere in dem der Universitätsbibliothek Gießen.

Auf Anregung Leists wandte sich Eger dem Studium dieser Gießener Papyri zu und eignete sich auch die epigraphischen Kenntnisse an, die ihn zur Entzifferung der Texte befähigten. Diese Verbindung seiner juristischen Kenntnisse mit der Beherrschung der Epigraphik sollte ihm bei seinen weiteren Arbeiten sehr zustatten kommen. Ein glücklicher Zufall ließ ihn unter den Gießener Papyri eine wichtige Urkunde entdecken, über die er an Mitteis berichtete. Dieser nahm an dem sachkundigen und begabten jungen Papyrologen lebhaften Anteil und ermutigte ihn dazu, sich mit einer Arbeit aus diesem Interessengebiet bei ihm in Leipzig für römisches und bürgerliches Recht zu habilitieren. Das Thema seiner Habilitationsschrift „Zum ägyptischen Grundbuchwesen in römischer Zeit“ (1909) behandelt einen Gegenstand, bei dem er nicht nur einige der im Gießener Besitz befindlichen und von ihm erstmals gelesenen Urkunden benutzen, sondern zugleich auch seine im geltenden Recht gewonnenen juristischen Erfah-

rungen verwerten konnte. Das ägyptische Grundbuch, das uns seit dem 1. Jahrhundert der römischen Kaiserzeit überliefert ist, bildet im gesamten Bereich der Antike ein Unikum, weil es kein bloßer Steuerkataster, sondern ein wirkliches Besitzbuch ist, ein zentral geführtes Archiv, in dem alle für den Rechtsverkehr an Grundstücken maßgeblichen Urkunden vereinigt sind. Es hatte, wie unser heutiges Grundbuch, die Funktion, über die Rechtsverhältnisse am gesamten privaten Boden des Landes Aufschluß zu geben; ja, es scheint gerade auf Grund des von Eger in seiner Schrift erstmals edierten Papyrus Gießen Nr. 8 (= Mitteis, Chrest. 206), daß der Erwerb vom Buchberechtigten vor dem Erwerb von einem nicht im Grundbuch Ausgewiesenen rechtlich bevorzugt wurde, eine Wirkung, die an den heutigen öffentlichen Glauben des Grundbuches erinnert. Eger hat die Grundsätze, die für diese einzigartige Institution galten, mit feinem Verständnis und zugleich mit starker Einfühlung in die praktischen Bedürfnisse jener Zeit herausgearbeitet und dargelegt, so daß seine Schrift, zusammen mit der gleichzeitig erschienenen von Hans Lewald („Beiträge zur Kenntnis des römisch-ägyptischen Grundbuchrechts“, 1909), die in den Grundgedanken zu den gleichen Ergebnissen kommt, noch heute als grundlegende und nicht überholte Darstellung anerkannt ist.

Die tüchtige Leistung, die Eger mit seiner Habilitationsschrift erbracht hat, führte dazu, daß er, nachdem er schon vorher im Archiv für Papyrusforschung (Bd. V Heft 1) „Aus der Gießener Sammlung“ berichtet hatte, nunmehr auch bei der Gesamtausgabe der Gießener Papyri des Oberhessischen Geschichtsvereins, die in den Händen von E. Kornemann und P. M. Meyer lag, als Mitarbeiter zugezogen wurde (Heft I und II, 1910/12). Aus der Sammlung der Gießener Universitätsbibliothek veröffentlichte er 1911 einen der selteneren lateinischen Papyri erbrechtlichen Inhalts (eine *agnitio bonorum possessionis*) in der Ztschr. d. Savigny-Stiftung (rom. Abt.), Bd. 32, 378 ff.

Dem befähigten und lebenswürdigen Gelehrten war das akademische Geschick günstig. Schon ein Jahr nach der Habilitation wurde er 1910 als Ordinarius nach Basel berufen. Hier erwarb er

sich rasch solche Sympathien und erwies sich als so geeignet für akademische Verwaltungsaufgaben, daß er zum 1. Januar 1914, noch nicht 38 Jahre alt, zum Rektor gewählt wurde. Doch wurde sein Amtsjahr jäh unterbrochen, als der Oberleutnant der Reserve schon am 1. August des Jahres ins Feld ziehen mußte. Als er 1916 nach schwerer Erkrankung nicht mehr frontdienstfähig heimkehrte, setzte er die Basler Lehrtätigkeit fort. Einen Ruf nach Prag, den er erstmals schon 1914 erhalten hatte, und der 1918 erneuert wurde, lehnte er ab. Dagegen folgte er zum 1. April 1918 der Berufung nach Gießen, im Bewußtsein, trotz der Annehmlichkeiten, die das Leben in der neutralen Schweiz bot, und der freundschaftlichen Beziehungen, die er dort angeknüpft hatte, seine Kräfte in der Zeit drohender Not der Heimat nicht versagen zu dürfen. Der hessischen Ludoviciana blieb er dann zeit seines Lebens treu, einen Ruf nach Königsberg lehnte er 1920 ab.

An Früchten seiner Forscherarbeit hat Eger in den bewegten Basler Jahren seine Studien „Rechtsgeschichtliches zum Neuen Testament“ hervorgebracht, die im Basler Rektoratsprogramm für das Jahr 1918 veröffentlicht wurden. Die Heilige Schrift könnte der rechtsgeschichtlichen Erkenntnis dadurch von Nutzen sein, daß sie die für Ägypten zu gewinnenden Eindrücke durch eine vergleichende Betrachtung der Zustände in anderen Ostprovinzen des römischen Kaiserreichs ergänzt. Doch gibt diese Quelle, wenn man vom Prozeß des Apostels Paulus in der Apostelgeschichte absieht, für das Rechtsleben nur wenig aus. Eine ergänzende Studie „Rechtswörter und Rechtsbilder in den paulinischen Briefen“ erschien in der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft, 1917 (84 ff.). — In der Folgezeit kommt Eger, durch andere Aufgaben abgelenkt, auf die romanistische Forschungsarbeit nur noch selten zurück. 1921 publiziert und kommentiert er aus dem Besitz der Univ.-Bibl. Gießen in dem Lenel gewidmeten 42. Band der Ztschr. d. Sav.-St. (452 ff.) „Eine Wachstafel aus Ravenna aus dem 2. Jh. n. Chr.“ über den Kauf einer Sklavin. Erst nach langer Pause, in der nur einige romanistische Rezensionen (in der gen. Ztschr., Bd. 55, 57, 58) erschienen sind, behandelt er 1939 in der Festschrift für Paul Koschaker (III 281 ff.) „Eid und Fluch in

den maionischen und phrygischen Sühneinschriften“. Wie es ihm stets mit Vorliebe darum zu tun war, die rechtshistorische Erkenntnis durch neue Quellen zu bereichern, so verwertet auch diese Studie ein von juristischer Seite bisher noch nicht bearbeitetes Material, das für die Ideengeschichte der sakralrechtlichen Bindungen aufschlußreich ist. Mannigfache weitere rechtshistorische Arbeitspläne hat er nun leider mit sich ins Grab genommen.

Als Eger 1918 kurz vor dem Zusammenbruch an die Gießener Universität zurückkehrt, ist es vor allem das wirtschaftliche Elend der akademischen Jugend, das ihm tiefen Eindruck macht. Es erging den jungen Leuten, die am Ende des ersten Weltkrieges an Deutschlands hohe Schulen kamen, nicht viel anders als heute. Müde und erschöpft, unterernährt und schlecht gekleidet, vielfach auch verstümmelt und fürs Leben krank, fühlten sie doch den Drang, nach den Jahren völliger Unterordnung unter die militärische Autorität sich endlich dem geistigen Beruf zuzuwenden, den sie sich erwählt hatten, und ihrer Arbeit einen Sinn für ihre Zukunft zu geben. Aber der Mangel an Nahrung, Kleidung und Wohnung drohte oft genug ihren Idealismus zu ersticken und sie in die Verzweiflung zu treiben. Hier helfend einzugreifen, erkannte Eger als seine Pflicht und Berufung aus der warmherzigen und gütigen Hilfsbereitschaft, die ein bestimmender Grundzug seines Wesens ist, aber zugleich auch in der wachen Erkenntnis, daß eine weitere Verelendung die akademische Jugend zum politischen Radikalismus treiben und damit neue Gefahren für das Gemeinwohl schaffen müßte. So gründete Eger gleich nach Kriegsende in Verbindung mit gleichgesinnten Persönlichkeiten in Stadt und Land die „Gießener Studentenhilfe e. V.“, die unter seiner ausgezeichneten Führung in anderthalb Jahrzehnten eine Reihe glänzender Erfolge erzielte und den anderen, späteren Gründungen gleicher Art als Vorbild diente. Nachdem zunächst die Mensa und andere soziale Einrichtungen geschaffen worden waren, erstand 1930 nach langen und überaus mühseligen Vorbereitungen das stattliche Gießener Studentenhaus am oberen Ende der Ludwigstraße, das einer ansehnlichen Zahl von Studenten Unterkunft gewährte, zugleich die Mensa aufnahm, und dessen große und gast-

liche Räume auch für mancherlei gesellige Veranstaltungen einen festlichen Rahmen bot. Der letzte Krieg hat freilich auch diesem Gebäude schweren Schaden zugefügt und es, wenigstens zunächst, seiner Bestimmung entzogen. — Darüber hinaus hat Eger sich aber auch der Einzelschicksale der Gießener Studenten in der aufopferndsten Weise angenommen. Wer immer mit seinen Nöten hauptsächlich materieller Art zum ‚Studentenvater Eger‘ kam, der fand bei ihm ein verständnisvolles und hilfsbereites Ohr. Nicht wenige tüchtige und bedürftige Studenten hat er in seinem stets gastfreien Haus in Kost und Quartier genommen.

Seine schon mehrfach gerühmte hervorragende Eignung für die Aufgaben der akademischen Verwaltung waren der Anlaß, daß ihm die seltene Auszeichnung zuteil wurde, die höchste akademische Würde nach seinem Basler Amtsjahr noch ein zweites und drittes Mal zu bekleiden. Die Ludoviciana erwählte ihn 1923/4 und 1930/1 zu ihrem Rektor, und in beiden Jahren hat er, getragen vom Vertrauen der Kollegen und Studenten, sich ausgezeichnete Verdienste um die Ausgestaltung der Hochschule erworben. Auch das Dekanat der Juristischen Fakultät hat er mehrmals bekleidet.

Die umfassenden Aufgaben, die Eger in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg in der Betreuung von Hochschulangelegenheiten aller Art im weitesten Wortsinn erwachsen, banden seine Kräfte so stark, daß er sich von der so verheißungsvoll begonnenen und zu so schönen Erfolgen geführten Forschungsarbeit mehr und mehr zurückziehen mußte. Seine wissenschaftlichen Interessen wandten sich in diesem Lebensabschnitt mehr den aktuellen Problemen des geltenden Rechts zu, stellte doch die gewaltige wirtschaftliche Umwälzung des Krieges und der Nachkriegszeit auch den Juristen des Privatrechts vor eine Fülle neuer Fragen. Von der veränderten Deutung, die der Wandel der Zeit dem aus einer ganz andersartigen sozialen Atmosphäre stammenden Bürgerlichen Gesetzbuch von 1896 verliehen hatte, handelt seine Rektorsrede „Vom heutigen und künftigen bürgerlichen Recht“ aus dem Jahre 1923. Späterhin beschäftigte ihn dann vornehmlich die Frage, welche Schranken die Rechtsordnung einer Zusammenballung wirtschaftlicher Macht in den Händen großer Unterneh-

merverbände setzt. Dieser Problemkreis, der durch die Kartellverordnung von 1923 und die Kartellverordnung von 1930 besonders brennend geworden war, regte ihn dazu an, „das Recht der deutschen Kartelle“ in übersichtlicher Zusammenstellung darzustellen (1932). Auch die zweite Gießener Rektoratsrede über „Recht und Wirtschaftsmacht“ (1931) ist dem gleichen Gegenstand gewidmet.

Hat sich Eger in seinen späteren Jahren zur stillen Schreibarbeit weniger hingezogen gefühlt und das nach wie vor geliebte römische Recht — neben den bürgerlichrechtlichen und handelsrechtlichen Fächern — nur noch im Unterricht gepflegt, so hat er sich doch in anderer Weise um die Förderung seiner Wissenschaft Verdienste erworben, die ihn in ihren Auswirkungen noch überleben. Mit sicherem Instinkt für solche Kräfte, die für den Hochschulnachwuchs in Betracht kamen, hat er es verstanden, Anwärter für den akademischen Lehrberuf an die Gießener Hochschule zu ziehen und damit für das Weiterleben der deutschen romanistischen Wissenschaft in höchst wirksamer Weise vorzusorgen. In Verbindung mit seinem ersten Gießener Rektorat wirkte er, daß der Gießener Juristischen Fakultät eine Hilfsassistentenstelle zugewiesen wurde, die in erster Linie zu seiner persönlichen Verfügung stand, und die dem Inhaber Gelegenheit bot, in Übungen und ergänzenden Vorlesungen schon vor der Habilitation dozentische Erfahrungen zu erwerben und daneben die Habilitationsschrift auszuarbeiten oder abzuschließen. Welch glückliche Hand Eger in der Auswahl dieser Kräfte bewies, zeigt die Tatsache, daß aus dieser Hilfsassistentenstelle, zuweilen auch aus der Stelle des allgemeinen Fakultätsassistenten, eine Reihe von Romanisten hervorging, die von Eger habilitiert wurden und sämtlich den Weg auf akademische Lehrstühle gefunden haben: Erich Hans Kaden (Professor in Genf), Georg Eißler (Professor in Tübingen), Erich Sachers (Professor in Graz), der Verfasser des vorliegenden Nachrufes (Professor in Münster), Friedrich Weber (Professor in Heidelberg), Fritz von Schwind (Professor in Wien); eine weitere Hoffnung hat der letzte Krieg vereitelt, da der Bewerber Walter Arnold im Osten gefallen ist. Ich glaube, im Namen aller ehemaligen

Gießener Assistenten bekennen zu dürfen, daß uns die Gießener Jahre in schönster Erinnerung stehen, und dies vor allem durch die herzliche und fürsorgliche Förderung, die uns von Vater Eger und seinem gastlichen Haus in so reichem Maß erwiesen wurde, und die wir ihm in tiefster Dankbarkeit nie vergessen wollen.

Hat das zweite Gießener Rektorat und die Eröffnung des Gießener Studentenhauses wohl den Höhepunkt in Egers Leben bedeutet, so zeigten sich bald die ersten Schatten, die seine späteren Jahre schmerzlich verdunkeln sollten. Die politische Umwälzung von 1933, deren weitere Auswirkung er klar voraussah, erfüllte ihn mit ernster Sorge. Unter dem Druck der neuen Zeit zog er sich von seiner leitenden Stellung im Studentenwerk und sonstigen öffentlichen Funktionen mehr und mehr zurück. Ihm war eine neue und überaus lohnende Verwaltungsaufgabe in der Betreuung der William G. Kerckhoff-Stiftung in Nauheim zugefallen, die er seit 1933 ehrenamtlich als stellvertretender Vorsitzender leitete. Es gelang seiner Tatkraft und seinem außerordentlichen Geschick, das beträchtliche Vermögen, das auf einer Stiftung deutsch-amerikanischen Ursprungs beruht und auch weiterhin aus amerikanischen Quellen gespeist wurde, über die schweren wirtschaftlichen Krisen der letzten Jahrzehnte und auch des zweiten Krieges herüberzuretten und damit ein Forschungsinstitut von internationalem Rang und höchstem Wert für das Wohl der leidenden Menschheit arbeitsfähig und für die Heimat zu erhalten.

Der zweite große Krieg und seine Folgen häuften dann schweres persönliches und berufliches Leid auf ihn. Ihm wurden die beiden Söhne in blühendem Alter entrissen, der eine begeisterter Offizier im aktiven Dienst, der andere als Zoologe eine Hoffnung des akademischen Nachwuchses. Besonders hart traf ihn endlich die Schließung der Gießener Universität, der er einen so großen Teil seiner Lebensarbeit gewidmet hatte, und mit der er die Erfolge seiner unermüdlichen und opfervollen Wirksamkeit begraben sah. Dennoch hat er auch jetzt noch seine reiche Verwaltungspraxis in den Dienst der Aufgabe gestellt, zu retten, was zu retten war, und sich hingebend um den Aufbau und die Ausgestaltung der Akademie, die als Torso von der ehrwürdigen Ludo-

viciana erhalten blieb, bemüht. Die seelischen Erschütterungen haben dann, zugleich mit den Entbehrungen der letzten Jahre, seine Gesundheit untergraben. Ein Gallenleiden, das ihn schon während des Krieges heimgesucht hatte, flackerte im vergangenen Winter wieder auf; am 11. April 1949 fiel er der Schwäche seines Herzens zum Opfer.

Um ihn trauern die Witwe, eine Tochter des Gießener, zuletzt Königsberger Geographen Zoeppritz, mit der er seit 1905 in glücklicher Ehe verbunden war, die Tochter, Gattin des Tübinger Historikers Stadelmann, eine Schwiegertochter und sechs Enkelkinder. Um ihn trauern zahlreiche Schüler, denen er in allen Lagen ein väterlicher Freund und warmherziger Förderer war. Um ihn trauern die akademischen Kollegen, die in ihm einen unermüdlischen Mitarbeiter und fürsorglichen Ratgeber verlieren, die ehemaligen Studenten, deren Nöte er gelindert und von denen er vielen überhaupt das Studium ermöglicht hat, und endlich ein weiter Kreis von Freunden in der Stadt Gießen und im hessischen Land, die wissen, wieviel Otto Eger für die Landesuniversität, aber auch für das geistige und künstlerische Leben der geliebten Heimat geleistet hat. Sie alle verehren in ihm den verdienten Gelehrten und hochbegabten Juristen, den lauterer und unbestechlichen Charakter und den warmfühlenden und herzensguten Menschen. So wird das Andenken an diese wahrhaft große Persönlichkeit bei all den vielen, denen er aus seinem reichen und edlen Herzen gegeben hat, stets unvergessen bleiben.

Münster (Westf.)

Max Kaser

Ein neues Dokument zur Hessischen Demagogenzeit 1832 bis 1835.

Hugo Hepding zum 70. Geburtstag.

Von Wilhelm Rehmann.

Wie der Butzbacher Pfarrer und Rektor Friedrich Ludwig Weidig¹⁾ der führende Mann des oberhessischen oppositionellen Kreises war, so hatten auch Marburg und die kurhessischen Verschwörer einen Mann, der als treibende Kraft wirkte und der Bewegung seinen Stempel aufdrückte. Es war der Privatdozent der medizinischen Fakultät Dr. Leopold Eichelberg²⁾. Man kann ihn als Gegenspieler Weidigs bezeichnen, denn es gelang ihm, den radikalen Ton, den die Männer um Weidig anschlugen, und wie er besonders in der ersten Ausgabe von Georg Büchners „Hessischem Landboten“³⁾ zum Ausdruck kam, so zu mildern, daß zeitweise eine starke Spannung zwischen Gießen und Marburg entstand.

Leopold Eichelberg war als Sohn eines jüdischen Kaufmannes und dessen Frau Regina geb. Wetzlar am 24. Juni 1804 in Marburg geboren, besuchte dort das Gymnasium und bestand nach einem Studium von acht Semestern in Marburg und zwei Seme-

¹⁾ Literatur über Rektor Weidig, zusammengestellt bei: Vietor, Karl, Georg Büchner als Politiker, 1939. S. 127.

²⁾ Vgl. über ihn: Rektoratsprogramm der Universität Marburg 1869 S. 26. — Müller, Ludwig, Aus Deutschlands trüben Tagen, Bd. 1 (1892) S. 67. 84 ff. — Trabert, Adam, Historisch literarische Erinnerungen 1912. S. 71 ff. — Catalogus Professorum Academiae Marburgensis hsg. von Franz Gundlach 1927 S. 223. — Vietor, Karl, Georg Büchner als Politiker, 1939 S. 84 ff. — Mayer, Hans, Georg Büchner und seine Zeit, 1946 S. 141 ff.

³⁾ Über ihn zusammenfassend Vietor, S. 27 ff.

stern in Würzburg im Wintersemester 1824/25 das medizinische Staatsexamen, promovierte 1825 zum Dr. med.⁴⁾ und habilitierte sich 1826 an der Universität Marburg. Seine Hauptgebiete waren Encyklopädie, Methodologie und Geschichte der Medizin. Er befaßte sich ferner mit Neurologie und Psychiatrie sowie mit pathologischer Therapie⁵⁾. Neben seiner Lehrtätigkeit übte er auch ärztliche Praxis aus.

Anfang 1835 wurde er in eine Untersuchung wegen Beteiligung an einem hochverrätherischen Anschlag gegen den Deutschen Bund und gegen die Regierung und Verfassung Kurhessens, sowie wegen Verbreitung revolutionärer Flugschriften verwickelt und am 12. September 1837 zu 9 Jahren Festung verurteilt⁶⁾. In einem zusätzlichen Verfahren wurde gegen ihn am 14. Juli 1843 auf eine weitere Strafe wegen versuchten Hochverrats erkannt. Am 12. März 1848 wurde er nach dreizehnjähriger Haft aus dem Gefängnis entlassen und lebte dann in Marburg, wo er am 11. März 1879 starb.

Eichelberg hatte in hohem Alter Gelegenheit, seine Prozeßakten einzusehen⁷⁾, und gestützt auf die Kenntnis derselben, sowie auf die zahlreichen Schriftsätze, Eingaben und Beschwerden, die er während seiner Haft verfaßt hatte, schrieb er seine Erinnerungen über seine Erlebnisse nieder. Eine Abschrift derselben kam in den Besitz der Universitäts-Bibliothek Gießen⁸⁾ und

⁴⁾ Seine Dissertation: „Descriptio febris intermittens Marburg 1825.

⁵⁾ Catalogus S. 223.

⁶⁾ Vgl. die unter 2 angegebene Literatur. Ferner wurden Archivalien des Staatsarchivs Marburg herangezogen, die jeweils besonders angeführt werden.

⁷⁾ Eichelberg, Erinnerungen.

⁸⁾ Diese Abschrift stammt aus dem Besitz des Kasseler Notars und Rechtsanwalts Dr. jur. Theodor Dellevie, der 1924/25 Material zu einer Arbeit über Eichelberg sammelte, die aber nicht abgeschlossen wurde. Als Dellevie infolge der Judenverfolgungen im dritten Reich sich 1941 entschloß, nach Columbien auszuwandern, sandte er ein Bündel Akten dem ihm aus dem ersten Weltkrieg bekannten Bankdirektor Ludwig Grießbauer in Gießen mit der Bitte, sie aufzubewahren. Er wollte sie später wohl nachkommen lassen, hatte aber in einem Brief vom 9. 10. 1941, der im Original vorliegt, ausdrücklich Herrn Grießbauer ermächtigt, nach

wurde dort in einem Paket mit handschriftlichem Material aufgefunden. Da das Original⁹⁾ der Niederschrift nicht vorliegt, und die Abschrift — es handelt sich um 108 maschinenschriftliche Folioseiten — viele Schreibfehler und ohne weiteres erkennbare Ungenauigkeiten enthält, muß von einer vollständigen Wiedergabe der Erinnerungen Eichelbergs abgesehen werden. Da zudem der Rummangel die — wenn auch auszugsweise — Wiedergabe der ganzen Niederschrift verbietet, so sei hier der Inhalt des ersten Teiles bis zu der 1835 einsetzenden strafrechtlichen Verfolgung Eichelbergs publiziert. Dieser schildert die Beziehungen der Gießener zu den Marburger revolutionären Kreisen und ist für Gießen von besonderem Interesse. Eine umfassende, auf dem Studium der Akten beruhende kritische Betrachtung bleibt vorbehalten.

Als Leopold Eichelberg die Universität bezog, lastete ein schwerer Druck auf Deutschlands hohen Schulen. Die Auswirkungen der Karlsbader Beschlüsse knebelten in unerhörter Weise die freie Meinungsäußerung und riefen unter Professoren und Studenten schärfsten Protest gegen die Maßnahmen des Metternichschen Polizeistaates hervor.

Auch Eichelberg konnte sich dieser Stimmung nicht entziehen, wenn er sich auch keineswegs politisch betätigte, und nichts dafür spricht, daß er einer der verbotenen geheimen Verbindungen angehört hat. Anscheinend widmete er sich ganz seinen Studien und erreichte, daß er schon mit 22 Jahren Privatdozent wurde.

Diese politische Zurückhaltung machte später einem Aktivismus Platz, eine Wendung, die vielleicht dadurch, wenn auch nicht Belieben darüber zu verfügen und sie evtl. auch einstampfen zu lassen. Nachdem er, der schwer erkrankt war, als er Deutschland verließ, nichts mehr von sich hören ließ, und Nachforschungen, u. a. auch durch das Amerikanische Rote Kreuz, keinen Erfolg hatten, übergab Herr Griebauer das Aktenbündel der Universitätsbibliothek Gießen, die es ihrer Handschriftenabteilung einverleibte.

⁹⁾ Das Original war im Besitz des 1932 verstorbenen Marburger Bankiers Hermann Eichelberg, eines Neffen Leopold Eichelbergs. (Briefwechsel Dellevie aus den Jahren 1924/25.) Die Erben dieses Neffen konnten nicht ermittelt werden. (Freundliche Mitt. der Mitteldeutschen Creditbank in Marburg vom 15. 11. 1948.) Ermittlungen bei dem Staatsarchiv in Marburg waren ebenso ergebnislos.

gerade hervorgerufen, so doch beeinflußt worden sein kann, daß Eichelbergs Ernennung zum a. o. Professor im April 1828 abgelehnt wurde, weil die Universität Marburg damals stark judenfeindlich eingestellt war¹⁰⁾.

Die ersten Anzeichen einer stärkeren politischen Tätigkeit zeigten sich im Sommer 1831, als Eichelberg als Arzt in die polnische revolutionäre Armee eintrat. In Warschau¹¹⁾ lernte er den Frankfurter Arzt Dr. Georg Bunsen kennen, der radikal demokratisch eingestellt war und zwei Jahre später bei dem Sturm auf die Frankfurter Militärwachen eine führende Rolle spielte¹²⁾. Die Beziehungen zwischen beiden wurden nach ihrer Rückkehr in die Heimat weiter gepflegt, aber als Bunsen an Eichelberg das Ansinnen stellte, sich der süddeutschen revolutionären Bewegung anzuschließen — gemeint war der 1832 gegründete „Preß- und Vaterlands-Verein“¹³⁾ —, lehnte Eichelberg dies ab. Nach seiner Ansicht kam eine Erhebung gegen das herrschende System viel zu spät, besonders nachdem der polnische Aufstand von Rußland erfolgreich niedergeworfen worden war. Er verfolgte aber interessiert die politischen Tagesfragen und las heimlich das in Kurhessen verbotene liberale Blatt „Die Tribüne“, dessen Herausgeber der Mitbegründer des „Preß- und Vaterlandsvereins“ Dr. Johann Gg. Aug. Wirth war¹⁴⁾.

Dieses politische Interesse führte ihn in die Hinterstube der Marburger Schwanen-Apotheke, deren Besitzer Döring ihm als

¹⁰⁾ Catalogus a. a. O.

¹¹⁾ Aufzeichnungen Eichelbergs über seine Erlebnisse in Warschau liegen im Original vor (Universitätsbibliothek Gießen, Handschr. Abt.).

¹²⁾ S. Dietz, Eduard, Das Frankfurter Attentat vom 3. April 1833. 1906. Bursch. Blätter 1896/97 S. 1. 1902 S. 58 ff. 1906/07 S. 277 ff. Dr. Bunsen ging später nach Amerika und fiel 1836 in Texas im Kampf gegen Mexico (Dietz, S. 67 ff.). — Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung Bd. V (1920) S. 133 und X (1927) S. 291 ff.

¹³⁾ Schneider, Gustav Heinr., Der Preß- und Vaterlandsverein 1832/33. Diss. Heidelberg 1897. Ferner: Quellen und Darstellungen Bd. VIII (1925) S. 233. X (1927) S. 341.

¹⁴⁾ Schneider, G. H., Der Preß- und Vaterlandsverein S. 13 ff. Quellen und Darstellungen Bd. X S. 241 ff.

freiheitlich gesinnt bekannt war. Hier standen alle erreichbaren Oppositionsblätter zur Verfügung, und allmorgendlich versammelten sich hier die Gesinnungsgenossen, um die politische Lage zu besprechen. In diesem Kreis sprach man bald von einem demnächstigen Aufstand, der den derzeitigen Zuständen ein Ende machen werde, und Döring forderte Eichelberg auf, ihn zu politischen Besprechungen mit Pfarrer Weidig nach Butzbach und später zu einer ähnlichen Zusammenkunft süddeutscher Politiker nach Frankfurt zu begleiten. Eichelberg lehnte diese Aufforderung ab.

Im März 1833 mehrten sich Dörings Andeutungen einer kommenden Revolution, und damit auch seine Aufforderungen an Eichelberg, dabei mitzuwirken. Als besonderes Lockmittel diente Dörings Hinweis, daß auch der Staatsrechtslehrer der Marburger Universität, Professor Dr. Sylvester Jordan¹⁵⁾, mitmache.

Eichelberg knüpft seine Beteiligung an die Bedingung, erst die Ansicht Jordans hören zu wollen, der damals einer Sitzung des kurhessischen Landtags in Kassel beiwohnte.

Als in jenen Tagen der Gießener Student der Forstwissenschaft Friedrich Degeling¹⁶⁾ auf einer Reise in seine Heimat Braunschweig bei Döring ankehrte, schloß sich dieser Degeling an, um in Kassel Jordan zur Rückkehr nach Marburg zu veranlassen. Auf diese Reise Dörings und Degelings hin, die in dem späteren Hochverratsprozeß gegen Jordan eine entscheidende Rolle spielte, kam dieser nach Marburg zurück, und nach einer vertraulichen Unterredung, bei der Jordan die Andeutungen Dörings von einer baldigen Erhebung bestätigte, erklärten sich Eichelberg und sein Freund Dr. Heß bereit, an den revolutionären Unternehmungen teilzunehmen.

¹⁵⁾ Jordan, Sylvester, Politische Erinnerungen 1912. — Wieber, Walter, Die politischen Ideen von Sylvester Jordan. Diss. Tübingen 1913 und die hier verzeichnete Literatur. — Allg. Deutsche Biogr. Bd. 14 S. 513.

¹⁶⁾ Degeling, Heinrich Friedrich Ludwig, S. S. 1831 Mitgl. der burschenschaftl. Verbindung „Germania“ (Waffenverbindung) in Gießen. Gestorben als braunschweig. Obersteuerkontrolleur (Burschenschaftler Listen Bd. 2 (1942) S. 72. Quellen-Darst. Bd. X S. 330).

Am 31. März 1833, einem Sonntag, erschien der in Gießen studierende Pole Lubanski¹⁷⁾ mit der alarmierenden Nachricht im Döring'schen Haus in Marburg, die Frankfurter Gesinnungsgenossen seien entschlossen, am 3. April loszuschlagen, ohne — wie verabredet — das Losbrechen der an anderen Stellen vorbereiteten Erhebungen — man erhoffte besonders von einem Militärputsch¹⁸⁾ in Württemberg starken Erfolg — abzuwarten. Der Marburger revolutionäre Kreis war entschieden gegen diese Absicht und versuchte einzugreifen, aber ohne Erfolg, wie Lubanski am 2. April nach Marburg berichtete.

Während man hier gespannt der kommenden Dinge harrete, und die Zeit u. a. damit verbrachte, Patronen anzufertigen, entschloß sich Professor Jordan plötzlich am 3. April, also am gleichen Tag, an dem in den Abendstunden in Frankfurt die Erhebung ausbrach, Marburg zu verlassen und zu seiner in Höxter weilenden Familie abzureisen. Auch diese Reise sollte später in dem Prozeß gegen Jordan eine wichtige Rolle spielen.

Die erste Nachricht von dem mißglückten Putsch in Frankfurt kam zuerst in den Morgenstunden des 5. April durch einen von Frankfurt kommenden Justizbeamten aus Vöhl nach Marburg. Etwa um die gleiche Zeit kamen zwei Abgesandte von Gießen — der Privatdozent Dr. Hundeshagen¹⁹⁾ und der Student der Chemie Gustav Clemm²⁰⁾ — nach Marburg, um Verhaltungsmaßregeln

¹⁷⁾ Lubanski, Alexander aus Warschau, später Arzt in Nizza, am Frankfurter Putsch beteiligt, Mitglied der Germania (wie Degeling). Studierte damals mit mehreren anderen Polen in Gießen. Burschenschaftler Listen Bd. 2 (1942) S. 74. — Eichelberg, Nachtrag zum Jordanschen Criminalprozeß ... 1853, S. 28.

¹⁸⁾ Dietz a. a. O., Quellen und Darstellungen Bd. V S. 133, Bd. X S. 291 ff. mit Lit.-Verz. S. 341.

¹⁹⁾ Hundeshagen, Carl Bernhard 1810—1872, Sohn des Gießener Professors der Forstwissenschaften Johann Christ. H., später Professor der Theologie, war einer der führenden Köpfe der Gießener Burschenschaft. — Christlieb, Th. H., Eine Lebensgeschichte in „Deutsche Blätter“ 1873. Allg. deutsche Biogr. Bd. 13 S. 406 ff. — Riehm, E., in Theol. Studien u. Kritiken 1874 S. 4. Realencyclopädie f. prot. Theol. u. Kirche, Bd. 8 S. 450. Die Religion in Gesch. u. Gegenw. 2² S. 2050.

²⁰⁾ Clemm, Christian Gustav, s. Quellen und Darstellungen, Bd. X S. 323. — Eichelberg, Nachtrag S. 29 u. S. 65 Anm. — Hans Mayer, S. 222,

zu erbitten. Auf Anraten Eichelbergs, der beide auf die Gefahr, die ihnen drohte, hinwies, kehrten sie wieder um, ohne sich näher mit den Marburger Gesinnungsgenossen besprochen zu haben.

Diese, die übereingekommen waren, sich vorläufig möglichst unauffällig zu verhalten, erfuhren am 7. April von dem polnischen Major Michalowski²¹⁾ die näheren Umstände des mißglückten Unternehmens. Michalowski hatte den Sturm auf die Konstablerwache kommandiert, war verwundet worden und entflohen. In Marburg hielt man ihn einige Monate verborgen, bis er eine Gelegenheit fand, über Koblenz nach England zu entkommen.

Der Frankfurter Fehlschlag hatte zwar den Unternehmungsgeist der Revolutionäre stark gedämpft, aber keineswegs ausgelöscht. Schon im Herbst 1833 nahmen Eichelberg und sein Freund Heß wieder Beziehungen zu dem inzwischen nach Marburg zurückgekehrten Professor Jordan auf, ohne zunächst ein besonderes politisches Ziel zu verfolgen. Das Frühjahr 1834 sollte dieses bringen: Sylvester Jordan erklärte, hessendarmstädtische Freunde hätten bei ihm angeregt, er solle mit seinen Marburger politischen Freunden dem „Preß- und Vaterlandsverein“ beitreten²²⁾. Dies solle die freiheitlich Gesinnten beider Hessen einander näher bringen, um die Aufklärung der Bevölkerung zu betreiben. Die Leitung des Marburger Preßvereins hatte Jordan Eichelberg und Heß zuge-dacht, die beide zusagten.

Vietor S. 84 ff. 111. 119. 125. 131. — Clemm war geboren 19. 3. 1814 in Lich, studierte Theologie, später Cameralia und dann Chemie. S. S 1831 Mitglied der Germania Gießen. (Burschenschaftler Listen Bd. 2 S. 72.) Er war später Fabrikdirektor in Aussig und starb am 1. März 1866 in Dresden. Über seinen „Verrat“ s. Vietor S. 131, Anm. zu S. 99.

²¹⁾ Michalowski. Angeblich früherer preuß. Major, der sich den Polen angeschlossen hatte. S. Quellen und Darstellungen Bd. X S. 200, 278. — Urtheil des Oberappellationsgerichts in Kassel in der Untersuchungssache gegen den Professor Sylvester Jordan ... 1846 S. 89 ff. — Nach der Behauptung von Jordan's Verteidiger Schantz vom 3. 10. 1843 ist Michalowski mit Hilfe eines mit Vorwissen der höheren Polizeibehörden von dem kurhessischen Geh. Polizeiagenten Kunze ihm verschafften falschen Passes nach England entkommen. Staatsarchiv Marburg 261 J 42 vol. III.

²²⁾ S. Eichelberg, Erinnerungen.

An Pfingsten 1834 traf man sich zum ersten Mal in Gießen. Jordan hatte Dr. Hundeshagen den Besuch angekündigt, und Eichelberg und Heß trafen außer mit diesem noch mit dem Buchhändler Ricker und dem Hofgerichtsadvokaten Briel zusammen, der es übernahm, Rektor Weidig von dem Ergebnis der Besprechung zu verständigen. Dieses bestand in der Hauptsache in der Verabredung einer weiteren Zusammenkunft, die mit zahlreicherer Beteiligung am 3. Juli 1834 auf der Badenburger²³⁾ bei Gießen stattfand. Außer den obengenannten Herren fanden sich noch der Rektor Weidig, der Advokat Rosenberg²⁴⁾, die Studenten Georg Büchner und Gustav Clemm von Gießen, sowie der Student von Breidenbach und der Hutmacher Kolbe von Marburg ein. Hier wurde beschlossen, in den Flugschriften, die teils für Gebildete, teils für einfachere Kreise verfaßt werden sollten, „die nackte und ungeschminkte Wahrheit über die Staatsverhältnisse laut werden zu lassen“.

Einige Wochen nach dieser Zusammenkunft trafen sich Eichelberg und Heß mit Briel und Rosenberg neuerdings zwischen Gießen und Marburg, und hierbei übergaben die Gießener Herren den Marburgern einige Exemplare eines schon vor der Badenburger Tagung in Druck gegebenen Blattes mit dem Titel: „Der Hessische Landbote“²⁵⁾.

Die Wirkung des Inhaltes dieses Blattes auf die Marburger war überraschend. Sie lehnten die „völlig destruktive Tendenz“ dieses Flugblattes ab und „mißbilligten sie auf das Entschiedenste.“ Zu-

²³⁾ Ebd. Ferner Vietor S. 84, Hans Mayer S. 41 ff., Schäffer, Aktenmäßige Darstellung der im Großherzogtum Hessen in den Jahren 1832 bis 1835 stattgehabten hochverrätherischen und sonstigen damit in Verbindung stehenden verbrecherischen Unternehmungen. 1839 S. 53. — Badenburger: s. Mitt. des Oberhess. Geschichtsvereins Bd. 34 (1937) S. 218. Heimat im Bild (Beilage zum Gießener Anzeiger) 1930 S. 169, 1932 S. 172 (mit Abb.). — E. Duller, Gießen und seine Umgebung, 3. Aufl. 1851 (Abb.). — Über Ricker, Franz Anton: vgl. Nachrichten der Gießener Hochschulgeseilschaft, Bd. 5 Heft 2 (1926) S. 9.

²⁴⁾ Rosenberg: Vater des 1938 mit seiner Frau von Gießen nach Australien ausgewanderten und 1943 dort verstorbenen Justizrats und Notars Dr. Ernst Rosenberg.

²⁵⁾ Literatur über den „Hessischen Landboten“ sowie eine Zusammenstellung von Georg Büchner's Werken, s. Vietor S. 122, 129 u. 131. Über

nächst unterblieb die Verbreitung dieser Schrift, und man teilte Weidig diese Mißbilligung „in entschiedener Weise“ mit.

Da der Drucker ²⁶⁾ dieser Flugschrift durch den Inhalt Schwierigkeiten bekommen hatte, kamen Weidig und Clemm nach Marburg, um einen anderen Drucker ausfindig zu machen, und die Marburger übernahmen es, sich nach einer geeigneten Druckerei umzusehen. Sie stellten aber die strikte Bedingung für jede weitere Zusammenarbeit, die Flugschriften müßten künftig so verfaßt sein, daß man imstande sei, sie nötigenfalls auch vor Gericht vertreten zu können.

Es gelang, einen Drucker ²⁷⁾ zu finden, und Professor Jordan erklärte sich bereit, das erste Blatt zu verfassen „um die einzuhaltende Richtung anzugeben“. Weidig hatte noch einige Wünsche, — so wollte er besonders die Auflösung des Darmstädter Landtages sowie die bevorstehenden Neuwahlen berücksichtigt wissen — die er bei einem weiteren Besuch, bei dem ihm das von dem Marburger Studenten Weller ²⁸⁾ abgeschriebene Manuskript Jordans vorge-

die zwei Ausgaben des „Hessischen Landboten“ s. Vietor S. 102 — Die zweite Ausgabe vom November 1834, von der Fritz Bergemann in seiner Büchner-Ausgabe von 1922 noch nichts wußte, wurde von Vietor im Privatbesitz einer Darmstädter Familie aufgefunden. Die Zusammenkunft fand in Bellnhausen statt. (Eichelberg, Nachtrag S. 61.)

²⁶⁾ Der erste Drucker war Karl Preller in Offenbach. Nachdem Büchners Freund, der Gießener Student Minnigerode, am Selterstor verhaftet worden war, als er Exemplare des Landboten nach Gießen brachte, und dadurch die Flugschrift entdeckt war, gelang es Eichelberg, den bei der Druckerei des Elwertschen Verlags in Marburg tätigen Faktor Rühle für den weiteren Druck der Flugblätter zu gewinnen. S. Vietor S. 100 und 131.

²⁷⁾ Über Minnigerode s. Burschenschaftl. Blätter 1895/96 S. 112, 1902 S. 176. Hans Mayer S. 172, Hessische Biographien, Bd. 2 S. 285. Schäffer, Aktenmäßige Darstellungen S. 51 ff. Quellen und Darstellungen Bd. X S. 330.

²⁸⁾ Weller, Franz aus Amöneburg war nach seiner Flucht aus Deutschland Lehrer in der Schweiz (1853 in Liestal) und starb als Direktor dort. Während seiner Studentenzeit gehörte er in Marburg dem Korps Teutonia an. (Quellen und Darstellungen Bd. X S. 323, Kösemer Korpslisten 1939 S. 1002). Für die Vertreibung der Flugschriften setzten sich außer Weller die Marburger Studenten Eberhard von Breidenbach (Burschen-

legt wurde, einfügte. Dieses durch das Zusammenwirken von Jordan und Weidig entstandene Flugblatt erschien dann unter dem Titel: „Leuchter und Beleuchter für Hessen oder der Hessen Notwehr“ Blatt 5, das ausschließlich im hessen-darmstädtischen Gebiet verbreitet wurde. Die vorhergehenden von anderen verfaßten Nummern waren schon früher in dem gleichen Gebiet unter die Bevölkerung verteilt worden.

In der zweiten Hälfte des November 1834 sandte Weidig ein weiteres Manuskript an Eichelberg. Es war dies die nach den Wünschen der Marburger abgeänderte zweite Fassung des „Landboten“²⁹⁾, die den Ansichten Eichelbergs und seiner Freunde eher entsprach, und deren Druck jetzt beschlossen wurde. Aber man hegte trotzdem noch Mißtrauen gegen den hessen-darmstädtischen Radikalismus und ließ dem Gießener Verschwörerkreis durch den Marburger Studenten Trilhausen, der die gedruckten Exemplare nach Gießen brachte, mitteilen, daß man solange auf die Zusammenarbeit mit ihm verzichten müsse, bis ausreichende Garantien gegeben wären, „daß die im „Landboten“ kundgegebene Richtung ganz und gar aufgegeben sei.“

Aus diesem Grund blieb auch ein von Weidig verfaßter Auszug aus der Schrift des Abbé Lamennais³⁰⁾ „Parole d'un Croyant“ zunächst ungedruckt. Trotzdem sandten die Oberhessen Ende Februar 1835 wieder ein Manuskript ein. Es waren zwei Artikel unter den Stichworten „Freiheit“ und „Fürst“, die als Weiterführung des schon früher verbreiteten „Bauern-Lexikons“ zu betrachten sind. Man wollte durch diese Fortsetzung den Anschein

schafter) und Gustav von Stockhausen (Korpsstudent, Teutone) besonders stark ein. Stockhausen war 1834 bei der Teutonia aktiv und starb 1888 als Arzt in Isque bei Brüssel. Quellen u. Darst. X 18. 323. 329. Kössener Corpslisten 1930 S. 1002.

²⁹⁾ Über die von Karl Vietor aufgefundene zweite Ausgabe des Landboten vom Nov. 1834 (die erste stammte vom Juli 1834) s. Vietor S. 99 ff.

³⁰⁾ Lamennais, Hugues, Félicité Robert de, 1782—1854, bedeutendster polit. soz. relig. Schriftsteller des französischen Katholizismus in der ersten Hälfte des 19. Jhdts., s. Vietor S. 94 und 131. Ahrens, L., Lamennais und Deutschland 1930. Die Religion in Geschichte und Gegenwart Bd. 3² (1929) S. 1467. Nach Mayer, Hans (. 161) soll auch Eichelberg eine Übersetzung von Lamennais' Schrift geplant haben.

erwecken, daß dieses Bauernlexikon doch von anderen verfaßt sei, als von denen, die wegen der früheren Artikel verhaftet und zur Rechenschaft gezogen worden waren³¹⁾. Auch diesmal lehnten die Marburger es ab, das Flugblatt zu drucken, angeblich weil es zu primitiv abgefaßt war, denn sie ließen wissen, „mit einer solchen Tertianerarbeit wollten sie sich nicht blamieren“. Als nach einigen Wochen Gustav Clemm aus Gießen ankam, um energisch den Druck dieses Manuskriptes zu fordern, gab man in Marburg nach unter der Bedingung, daß das Flugblatt von den Marburgern erst neu angefertigt werde. Eichelberg verlangte außerdem von Clemm, er müsse persönlich die gedruckten Exemplare bei ihm abholen, was dieser auch fest versprach.

Bei dieser Gelegenheit machte Clemm³²⁾ Eichelberg gegenüber eine Andeutung, in Gießen verdächtige man ihn (Clemm), er wolle den Behörden das Bestehen des Komplotts verraten, und zwar sei dieser Verdacht durch seinen Verkehr in der Familie eines hohen Darmstädter Regierungsbeamten entstanden, dessen Sohn mit ihm

³¹⁾ Bauernlexikon s. Vietor S. 87 und 130. Das Flugblatt wurde in Frankfurt im Keller des Clesernhofes gedruckt. Die Verfasser waren Angehörige des Frankfurter Preßvereins, vermutlich Funk, der zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, Freyeisen und Sauerwein, die ins Ausland flohen u. a. Nach Mihm, Karl, A. Fr. L. Weidig, Archiv f. Hess. Gesch. u. Altertumskunde N. F. Bd. 15 (1928) S. 604, S. 382 hat der ehemalige Großherzogl. hess. Gardeleutnant und spätere Publizist Wilhelm Schulz das Bauernlexikon begonnen. Als Verlag wurde witzigerweise Brockhaus Leipzig angegeben, der aber sofort erklärte, er habe nichts damit zu tun. Die Artikel (z. B. Abgabe, Aristokratie, Briefgeheimnis, Bürger, Bund, Kongreß, Konstitution, Soldat usw.) waren so abgefaßt, daß sie als die „aufreizendste Propagandaschrift neben dem Landboten“ bezeichnet werden (Vietor S. 87). Sie wurde später mit den Artikeln „Fürst“ und „Freiheit“ von der Marburger Gruppe des Preßvereins weitergeführt. Vgl. dazu: Geheimes Staatsarchiv Berlin R 97 Kammergericht VI Hochverrat usw. Acta ... Betr. Untersuchung gegen den Schlossergesellen Wilhelm Wecker Frankfurt a. Main wegen Theilnahme an hochverrätherischen Verbindungen. 1836—38. Eine Abschrift dieser Akten befindet sich im Besitze des Bankdirektors Grießbauer, Gießen, eines Enkels Weckers, der sie freundlicherweise zur Verfügung stellte.

³²⁾ Vietor S. 84, 100 f., 111 ff., 119, 125, 131 ff. Mayer, Hans S. 222 sowie die Lit. Angaben unter 20.

in Gießen studiere, und den er öfters besuche. Eichelberg erinnerte sich, schon früher solche Gerüchte gehört und sie an Weidig weitergeleitet zu haben. Dieser hatte damals Eichelbergs Bedenken wegen der Zuverlässigkeit Clemms zerstreut mit der Bemerkung, diese Beziehungen könnten für die revolutionäre Bewegung sogar von Nutzen sein. Damit hatte sich Eichelberg beruhigt, zumal er Clemm von „allen anderen jungen Leuten (die dem Komplott angehörten) besonders lieb gewonnen hatte“³³⁾.

Die Fortsetzung des Bauern-Lexikons wurde von dem Studenten Weller und von Eichelberg gemeinsam verfaßt, und zwar übernahm Weller den Artikel „Freiheit“, dem Eichelberg dann einen passenden Schluß anfügte, während er den Artikel „Fürst“ allein schrieb.

Der Drucker wollte die fertigen Exemplare am 5. April, einem Sonntag, abliefern, und Clemm war auf den Abend des nächsten Tages von Eichelberg nach Marburg bestellt, um sie in Empfang zu nehmen.

Merkwürdigerweise beschlich Eichelberg, der bisher sorglos das Material des Verschwörerkreises in seiner Wohnung aufbewahrt hatte, eine bange Unruhe. Er versuchte noch die Druckschriften bei Freunden zu verbergen, aber entweder traf er diese nicht an, oder sein ärztlicher Beruf nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er schließlich keine Zeit mehr dazu fand. Clemm erschien zur verabredeten Zeit nicht, sondern schickte den Studenten August Becker³⁴⁾, den „roten Becker“, wie er in Gießen hieß, der die

³³⁾ Siehe Eichelberg, Erinnerungen. Ein ähnliches Urteil Büchners über Clemm s. Vietor S. 112.

³⁴⁾ Heinrich August Becker, geb. 17. Aug. 1812 in Hochweisel war ab W.-S. 1829—30 bei der Theol. Fakultät der Universität Gießen immatrikuliert und ebenfalls Mitglied der Germania (Waffenverbindung). Später Redakteur in Cincinnati, gest. dort am 26. März 1871. S. Burschenschaftlerlisten Bd. 2 (1942) S. 70. Er spielte noch 1848 eine Rolle in der politischen Bewegung in Gießen, s. „Gießen 1848 bis 1948“, Denkschrift zur 700-Jahrfeier der Stadt Gießen (1948) S. 139 ff. Über ihn noch Vietor S. 80 ff. Mayer, Hans, S. 99 ff., der ihn ein „verlottertes und verlumptes Genie“ nennt, Mihm S. 577 ff. Heimat im Bild 1931 S. 182. Büchner, Alex, Das „tolle“ Jahr... Erinnerungen. 1904. S. 180 (Fendt, Rudolf), Von 1846 bis 1853. Erinnerungen 1875, S. 28 ff. S. 180.

Exemplare abholen sollte. Aber Eichelberg verweigerte diesem die Herausgabe der Flugblätter, denn er wußte, daß dieser von der Gießener Polizei beobachtet wurde, weil er sich verdächtig gemacht hatte. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Am 7. April 1835 morgens um 7 Uhr erschien die Marburger Polizei in Eichelbergs Wohnung, und damit begann für diesen eine Leidenszeit, die er in den weiteren Kapiteln seiner Erinnerungen eingehend schildert, und die erst mit seiner Entlassung aus dem Kasseler Kastell am 12. März 1848 ihr Ende fand.

Soweit der erste Teil dieser Aufzeichnungen. Sie beleuchten in eingehenderer Weise die Tätigkeit der Marburger und Gießener Verschwörerkreise, als dies den Biographen Büchners und Weidigs möglich war, die diese Angelegenheit ja nur flüchtig streifen konnten. Daher werden die Aufzeichnungen Eichelbergs für jeden, der sich mit der freiheitlichen Opposition der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts befaßt, von grundlegender Bedeutung sein. Auch die Person Sylvester Jordans und der Hochverratsprozeß gegen ihn, der seiner Zeit in ganz Deutschland gewaltiges Aufsehen erregte und eine Fülle von Schriften pro und contra hervorgebracht hat, erscheinen in neuem Licht. Jordan war eine umstrittene Persönlichkeit. Als er bald nach dem Zusammenbruch der revolutionären Bewegung begann, in Presse und öffentlichen Reden von den Gesinnungsgenossen abzurücken und jede Beteiligung an der revolutionären Bewegung abzustreiten³⁵⁾, trat Eichelberg, dem „ein strenger Rechtssinn und unbeugsame Überzeugungstreue“ nachgerühmt wurden, auf den Plan, um dem ehemaligen Freunde unter Beifügung von Beweisen vorzuwerfen, daß er nicht nur Mitwisser, sondern sogar „Complottant und zum Teil sogar Miturheber des Marburger Presse-Vereins“ war³⁶⁾. Jordan hat bezeichnenderweise auf diese Schrift Eichelbergs überhaupt nicht geantwortet³⁷⁾. Ihm lag wohl viel daran, die ganze Angelegenheit in Vergessenheit geraten zu lassen, wofür auch der Umstand spricht, daß

³⁵⁾ Z. B. in einem Hanauer Blatt, s. Eichelberg, Erinnerungen und Eichelberg Nachtrag S. 64.

³⁶⁾ Eichelberg, Nachtrag S. 7 ff.

³⁷⁾ Losch, Philipp, Geschichte des Kurfürstentums Hessen 1803—1866 (1922) S. 214.

Jordan schon während der gegen ihn geführten Untersuchung sich bereit erklärte, auf seinen Marburger Lehrstuhl zu verzichten, wenn das Verfahren gegen ihn eingestellt würde³⁸⁾. Es ist somit durchaus möglich, daß eine kritische Ausgabe der Erinnerungen Eichelbergs auch im Falle Jordan ein völlig neues Bild des einst so gefeierten kurhessischen „Volkstribunen“³⁹⁾ hervorbringt, und daß er, wie Philipp Losch andeutet, tatsächlich nicht „das Unschuldslamm war, zu dem ihn die Tagesmeinung und spätere Geschichtsschreiber gestempelt haben“⁴⁰⁾.

³⁸⁾ S. Eingabe von Jordans Verteidiger Schantz um Freilassung Jordans vom 30. Oktober 1839 St. A. Marburg 261, J 42 vol. I.

³⁹⁾ S. Losch S. 158. Vgl. auch das ablehnende Urteil Jacob Grimm's über Jordan, den Schwiegersohn von Grimm's Freund Wigand. Losch S. 178. 189.

⁴⁰⁾ Losch S. 214.

Um die mittelalterlichen Straßennamen.

Ein Beitrag zur Problematik und Methodik der
Straßennamenforschung.

Mit einem Stadtplan (Goslar).

Von Karl Frölich.

- I. Vorbemerkungen.
- II. Allgemeines über die Bildung der mittelalterlichen Straßennamen.
- III. Einzelfragen der Straßennamenforschung.
 - a) Quellenbenutzung.
 1. Urkunden.
 2. Stadtbücher.
 3. Straßeninschriften in den mittelalterlichen Städten.
 - b) Auswertung der Ergebnisse der städt. Verfassungstopographie.
 - c) Heranziehung der vergleichenden Straßennamenforschung.
 - d) Verwendung anderer Hilfsmittel, vor allem auf sprachwissenschaftlichem Gebiet.
- IV. Schluß.

I. Vorbemerkungen¹⁾.

Auf der ersten Nachkriegstagung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Goslar habe ich mich im Herbst 1947 mit den Goslarer Straßennamen (Strn.) beschäftigt. Der Vortrag liegt in ergänzter und erweiterter Gestalt gedruckt vor in dem Buch „Die Goslarer Straßennamen. Ein Beitrag zur städtischen Verfassungstopographie des Mittelalters und zur vergleichenden Straßennamen-

¹⁾ Der nachstehende Aufsatz gibt den Inhalt eines Vortrags wieder, den ich Anfang Juni 1949 in der Marburg-Gießener Germanistischen Gesellschaft gehalten habe. — Der beigegefügte Stadtplan von Goslar (aus der Zeit um 1800) entstammt dem Niedersächsischen Staatsarchiv in Wolfenbüttel (III 123 b).

forschung“, das vor kurzem als Heft 90 der Gießener Beiträge zur deutschen Philologie erschienen ist²⁾). Hier ist dem den Goslarer Straßennamen geltenden Hauptteile der Schrift ein einleitender Abschnitt vorausgeschickt, der Betrachtungen über Ziel und Plan der Darstellung bringt und damit Ausführungen über die Quellenbenutzung, die Auswertung der Ergebnisse der städtischen Verfassungstopographie des Mittelalters, die Heranziehung der vergleichenden Straßennamenforschung und die Verwendung anderer Hilfsmittel vor allem auf sprachwissenschaftlichem Gebiet verbindet. Es sind ferner dem der Aufzählung und Erläuterung der in Goslar vorkommenden Straßennamen gewidmeten Teile einige allgemeine Bemerkungen hinzugefügt, die dem Anlass und der Art der Entstehung der mittelalterlichen Straßennamen gelten

Von diesen Darlegungen, die bei dem Vortrag selbst keine besondere Rolle spielten, nehmen die nachstehenden Erörterungen ihren Ausgang. Es dreht sich dabei um Erwägungen, die nicht allein für Goslar ins Gewicht fallen, sondern die in die Problematik und Methodik der Straßennamenforschung überhaupt hinein führen. Sie beschränken sich nicht auf den rein sprachlichen Bereich, sie sind vielmehr in der einen oder anderen Richtung vielleicht auch von Belang für die Nachbargebiete der Sprachwissenschaft, wie Geschichte, Rechtsgeschichte und Volkskunde. So schienen sie mir besonders geeignet zu sein, in einem Kreise erörtert zu werden, der sich sehr wesentlich mit die Pflege der Berührungen zwischen den einzelnen in ihm vertretenen Forschungsrichtungen angelegen sein läßt und sich immer wieder der Behandlung von Gegenständen zuwendet, bei denen sich ein Zusammenwirken mehrerer Disziplinen als besonders nutzbringend zu erweisen verspricht.

Aus dem Gesagten erhellt wohl schon zur Genüge, daß es mir fern liegt, die Grenzen zwischen den einzelnen Fächern zu verwischen und in fremde Zuständigkeiten einzugreifen. Wohl aber möchte ich einen Fragenkomplex, der einer Würdigung unter verschiedenem Gesichtswinkel zugänglich ist und der den Interessen nicht nur eines Wissenszweiges begegnet, zunächst von der Seite

²⁾ Gießen, W. Schmitz Verlag, 1949 (abgekürzt: Strn.).

meines eigenen Faches aus beleuchten und dadurch eine Diskussion anbahnen, von der ich hoffe, daß sie sich letzten Endes gerade durch das Zusammenspiel und die Gegensätzlichkeit der Ansichten und Ausgangspunkte als fördernd herausstellt.

Aus dieser Zielsetzung erklärt sich auch die Überschrift, die ich meinen Ausführungen gegeben habe. Sie soll in ihrer etwas unbestimmten Fassung zum Ausdruck bringen, daß ohne eine starre systematische Ordnung eine Anzahl von Fragen angeschnitten wird, deren Besprechung sich in dem geschilderten Zusammenhang aus Zweckmäßigkeitsgründen empfiehlt, wobei sich bald die eine, bald die andere Disziplin stärker in den Vordergrund schiebt. Nachgebildet ist die Überschrift dem Titel eines Aufsatzes von Paul Gehring „Um die Weistümer“³⁾, in dem für einen gewisse Vergleichsmöglichkeiten bietenden Gegenstand aus ähnlichen Erwägungen heraus eine Überschau über die dort gegebene Problemlage geboten wird, der aber auch sonst in der Art der Behandlung des Stoffes Berührungen erkennen läßt. Der Zusammenhang mit dem Buche über die Goslarer Straßennamen wirkt trotz der geänderten Fragestellung insofern nach, als ich die Belege für das Gesagte in erster Linie den für Goslar gewonnenen Erkenntnissen entnehmen konnte, ein Verfahren, das es zugleich erlaubte, in dem Aufbau des Vortrages und seiner Gliederung eine enge, zum Teil wörtliche Anlehnung an die dort gewählte Fassung zu suchen.

II. Allgemeines über die Bildung der mittelalterlichen Straßennamen.

Ich beginne mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die mittelalterlichen Straßennamen, die den Anlaß und die Art ihrer Entstehung betreffen.

Eine Gestaltung des Straßennetzes, wie sie der moderne Städtebau mit der Aufstellung eines Bebauungsplanes und der Anordnung von Fluchtlinien vorsieht, war dem Mittelalter in dieser Form un-

³⁾ Zeitschr. der Sav. Stiftung f. Rechtsgesch., Germ. Abt. (= Z²RG.) 64 (1944), S. 261—279.

bekannt ⁴⁾). Allerdings ist die Mehrzahl der rechtsrheinischen Städte in Deutschland und darunter auch Goslar als Marktsiedlung planmäßig gegründet worden, indem nach den Weisungen des Stadtherrn ein Marktplatz abgesteckt und die zu ihm hinführenden Hauptstraßen festgelegt, die so entstandenen Baublöcke aber, soweit nicht Teile von ihnen an bestimmte, bevorzugte Personengruppen, wie die an der Gründung beteiligten Unternehmerfamilien fielen, im wesentlichen in Hausstätten gleicher Größe an die herbeigerufenen Siedler gegen einen Grund- oder Wortzins ausgegeben wurden. Aber innerhalb dieses Rahmens war doch der Willkür weitgehender Spielraum gelassen. Neben den Hauptstraßen gab es Gassen (vici), Beistraßen, „kleine“ Straßen, Gänge, Querverbindungen (twerstraten), Sackgassen der verschiedensten Art und Größe, die keineswegs stets ihre alte Richtung beibehielten, sondern fortlaufenden Veränderungen unterworfen waren. Und wie gerade an dem Beispiel Goslars darzutun ist, fehlt es auch nicht an Fällen, in denen einschneidende Umgestaltungen die Entwicklung in völlig neue Bahnen drängten. Damit hängt es zusammen, daß die Straßenbezeichnungen einem häufigen Wechsel unterlagen, und daß immer wieder Umbenennungen erfolgten. Hierbei hat natürlich ebenfalls der Umstand eine Rolle gespielt, daß die Straßennamen nicht von vornherein obrigkeitlich vorgeschrieben waren, und daß erst gegen Ende des Mittelalters die Sitte aufkam, die Straßen selbst durch Schilder und dergleichen kenntlich zu machen, wodurch natürlich eine größere Stetigkeit der Namengebung gesichert wurde.

Vollzog sich so die Bildung der Straßennamen in der Hauptsache ungehemmt durch amtliche Einwirkung und weitgehend unter dem Einfluß des Zufalls, so treten uns doch in wohl allen Städten mehrere Gruppen von Namen entgegen, deren Beschaffenheit für die Frage ihrer Entstehung lehrreich ist.

Das, was wohl zuerst für die Namengebung Bedeutung gewonnen hat, sind die Eigentümlichkeiten der Bodengestaltung, wie sie

⁴⁾ S. zum folgenden neuerdings O. G ö n n e n w e i n, Die Anfänge des kommunalen Baurechts, Kunst und Recht, Festgabe für Hans F e h r, Arbeiten zur Rechtssoziologie und Rechtsgeschichte, hrsg. von F. Beyerle und K. S. Bader, 1 (1948), S. 71 f., vor allem 88 f.

sich in Hebungen und Senkungen des Geländes, in Wasserläufen, in dem Vorhandensein von Steinen, Baumgruppen oder anderen natürlichen Merkmalen ausprägen.

Ein zweiter größerer Bestand an Straßennamen bezieht sich auf die Zweckbestimmung der betreffenden Örtlichkeit, namentlich ihre Verwendung für gerichtliche oder andere öffentliche Aufgaben, als Stätte der Ausübung gewisser Gewerbe, als Wohnsitz der Angehörigen einzelner Berufszweige.

Vielleicht die umfangreichste Gruppe machen Benennungen aus, die sich anlehnen an Baulichkeiten verschiedener Art, an Befestigungswerke, an Rathäuser und Gildehäuser, an Gebäude mit kirchlicher Zielsetzung, aber auch an Privathäuser mit kennzeichnenden Bauformen oder Namen und dergleichen mehr.

Ferner ist eines vor allem in Goslar sehr umfassenden Bestandes zu gedenken, der sich aus der Verwendung von Personennamen zur Straßennamenbildung ergibt. Insbesondere haben die Namen angesehenen Einwohner, der Träger bestimmter Ämter und Titel, der Eigentümer von Eckhäusern oder sonst hervorragenden Bauwerken in den Straßenbezeichnungen ihren Niederschlag gefunden.

Zu diesen Hauptgruppen von Namen treten aber noch mehrere kleinere Bestände hinzu, die von geringerer Bedeutung sind und die in den besonderen Verhältnissen des betreffenden Ortes ihre Grundlage haben. So erinnert öfters eine Gruppe von Straßennamen an die geschichtliche Entwicklung des Gemeinwesens, an die Entstehung der Altstadt und das Hinzukommen von Neustädten, an die Aufgliederung des Grund und Bodens nach ständerechtlichen Gesichtspunkten (Ritterstraßen, Junkergassen) oder ähnliche Einteilungen. Wieder in anderen Fällen sind es etwa, wie in Goslar, Einflüsse, die von den dort bezeugten Grubennamen am Rammelsberge oder, wie in Lüneburg, die von den Namen der vorhandenen Sülzhäuser ausgehen.

Dabei liegen aber, wie bereits angedeutet wurde, die Dinge nicht so, daß die Straßennamen eine größere Stetigkeit aufwiesen. Soweit sie sich auf Beziehungen von Dauer, wie die Bodenbeschaffen-

heit, die bauliche Ausgestaltung des Straßenbildes oder die Lage zu einzelnen Gebäuden gründen, behaupten sie sich allerdings oft durch Jahrhunderte. Bei den Straßen dagegen, die nach Personen benannt sind, läßt sich nicht selten ein lebhafter Wechsel beobachten, obwohl auch hier zuweilen Namen, wenngleich zum Teil in stark entstellter und — sofern nicht ein glücklicher Quellenfund zu Hilfe kommt — jeder sinnvollen Erklärung spottenden Form bis zur Gegenwart erhalten haben. Neben der häufigen Änderung der Namen verursacht Hindernisse die Tatsache, daß in der Längs erstreckung der Straßen mehrfach ein Schwanken wahrzunehmen ist. Manchmal treten neben einer einheitlichen Benennung des ganzen Straßenzuges noch an seine einzelnen Teile geknüpfte Bezeichnungen auf. Dann wird der Name eines solchen kleineren Wegezuges wieder auf die ganze Straße übertragen, greift die Benennung einer Straße über auf Wegeverbindungen, die sich als eine Fortsetzung der ersteren darstellen, sind Doppelbezeichnungen derselben Straße üblich. Zweifel ergeben sich immer wieder bei Straßenkreuzungen, da an ihnen belegene Häuser bald mit dem Namen der einen, bald mit dem der anderen Straße in Verbindung gebracht werden.

Manchenorts kommt weiter in Betracht, daß derselbe Name nicht selten gleichzeitig für verschiedene Straßen gebraucht wird. So gibt es in dem kleinen Goslar eine Vielzahl von Pfarr- und Kirchenstraßen, z. B. im Markt-, Jakobi- und Stephanibezirk, von Mühlenstraßen — an sie erinnern noch heute die Obere Mühlenstraße im Frankenberger und die Untere Mühlenstraße im Stephanikirchspiel —, von Wasserstraßen, von Stobenstraßen, die nach den in ihnen belegenen mittelalterlichen Badstuben benannt sind und die in allen Stadtteilen begegnen. Ferner sind in Goslar mehrere Königstraßen, Hohe Straßen, Neue Straßen, Marstallstraßen, Kettenstraßen, Rosenstraßen usw. bezeugt, ohne daß sich jedoch mit diesen Straßenbezeichnungen immer der gleiche Sinn verknüpft.

Damit sind wohl in der Hauptsache die Gründe umschrieben, die sich bei der Bildung der städtischen Straßennamen als wirksam erwiesen haben.

III. Einzelfragen der Straßennamenforschung.

a) Quellenbenutzung.

Wenden wir uns nunmehr einer Reihe von Einzelproblemen zu, die bei der Straßennamenforschung auftauchen, so sollen vorweg die Fragen erörtert werden, die die Feststellung und Auswertung des zur Verfügung stehenden Quellenstoffes betreffen. Ich beschränke mich dabei entsprechend dem schon früher Bemerkten in der Hauptsache bewußt auf die Verhältnisse, die sich in Goslar finden und die mir als Ausgangspunkt dienen. Sie genügen, ein ausreichendes Bild der Sachlage zu zeichnen, die hier zu beobachten ist und die in gleicher oder ähnlicher Form auch bei anderen Städten begegnet.

Wenn die in einer kaum noch zu übersehenden Fülle von Einzelschriften größeren und kleineren Umfangs vorliegenden Untersuchungen zur Straßennamenforschung nicht immer befriedigen, so ist der Grund hierfür nicht selten darin zu suchen, daß schon die Art der Quellenbenutzung zu wünschen übrig läßt. Es genügt nicht, mehr oder weniger die Rosinen aus dem Kuchen zu picken und sich mit oft nur auf Zufallsfunde gestützten Einzelergebnissen zu begnügen. Es läßt sich, wenn etwas Brauchbares dabei herauspringen soll, für den Regelfall nicht umgehen, planmäßig das gesamte vorliegende Material zu durchforschen, um so eine Handhabe zu gewinnen, die dem sonst vielfach beliebten Verfahren anhaftenden Mängel zu vermeiden.

Als Quellenbestände sind dabei vor allem zwei Gruppen von Nachrichten ins Auge zu fassen: Urkunden und für das spätere Mittelalter die sogen. Stadtbücher. Über beide sind einige grundsätzliche, nicht nur für die Straßennamenforschung belangreiche Bemerkungen zu machen.

1. Urkunden.

Die Goslarer Urkunden sind für die Zeit bis 1400 abgedruckt in dem Goslarer Urkundenbuch. Von ihm liegen fünf Bände vor, von denen Band 1—4 (1893, 1896, 1900 und 1905) von Georg Bode, Band 5 (1922) von Georg Bode und Uvo Hölscher be-

arbeitet sind. Es ist klar, daß hiermit ein Material bereitgestellt wurde, das für die Zeit des Erscheinens der einzelnen Teile für die Straßennamenforschung reiche Erträge abwarf. Aber es ist zu beachten, daß sich inzwischen die Sachlage nicht unerheblich verschoben hat. Und damit komme ich auf einen Punkt, dem m. E. eine über den Einzelfall hinausgehende Bedeutung beizumessen ist, da er auch für die urkundliche Überlieferung anderer Gemeinwesen zutreffen dürfte.

Ein Ausblick auf die vorhandenen Urkundenbücher zeigt, daß vor allem in den Jahrzehnten um 1870 infolge des Auftriebs, den diese Zeit für den geschichtlichen Sinn und das geschichtliche Interesse bot, auch der Anstoß zur Inangriffnahme zahlreicher städtischer Urkundenbücher gegeben ist, die vielfach mit beachtenswerter Tatkraft in mehreren, rasch erscheinenden Bänden veröffentlicht sind. Seitdem hat sich aber herausgestellt, daß der überlieferte urkundliche Stoff zuweilen erheblich größer war, als man zunächst vermutet hatte. So ist z. B. für Goslar eine außerordentliche Fülle neuer Urkundenfunde gemacht, die vorläufig in Gestalt handschriftlicher Ergänzungen in den Urkundenrepertorien des dortigen Stadtarchivs verzeichnet sind, die aber auch jetzt noch der Vollständigkeit entbehren. Jedoch nicht nur darum handelt es sich bei diesen Urkundenbüchern, auftretende Lücken zu schließen. Es wird sich bei ihnen vielmehr auf die Dauer ebenfalls eine planmäßige Durchsicht des gedruckten Stoffes nicht umgehen lassen zu dem Zwecke, sinnstörende Druckfehler zu beseitigen, Irrtümer in den Zeitangaben zu berichtigen, Doppelstücke auszuscheiden oder sonstige Verbesserungen vorzunehmen, vor allem auch inzwischen aufgedeckte Fälschungen auszumerzen, die sich auf Grund der gedruckten Texte zum Teil mit großer Zähigkeit im Schrifttum behaupten, obwohl sie längst als solche erkannt und nachgewiesen sind⁵⁾.

Indessen nicht nur eigentliche Fälschungen in der Form von Einzelstücken oder auch in Gestalt von Reihen- und Gruppen-

⁵⁾ Vgl. hierzu schon Frölich, Stand und Aufgaben der Goslarschen Geschichtsforschung, Zeitschr. des Harzvereins f. Gesch. u. Altertumskunde 64 (1931), S. A. S. 17/8.

fälschungen sind geeignet, die Überlieferung nachteilig zu beeinflussen. Daneben spielt vielmehr — und zwar weit häufiger, als man früher gesehen hat —, noch ein anderer Umstand hinein. Es ist zu rechnen mit der Herstellung äußerlich einwandfreier Urkunden mit sachlich unrichtigem Gehalt, modern gesprochen, mit der Tatsache von Falschbeurkundungen, die hier eingreift. Sie verleitet immer wieder den mit den örtlichen Verhältnissen nicht genauer vertrauten Benutzer der Urkundenbücher zu Fehlschlüssen und Mißdeutungen, namentlich dort, wo ein planmäßiges Vorgehen in Bezug auf die Beeinflussung der urkundlichen Überlieferung, eine sich in bestimmten Richtungen auswirkende Urkundenpolitik des Rates, geistlicher Anstalten oder anderer Kreise beobachten läßt. So ist — sehr gut läßt sich dies gerade in Goslar verfolgen ⁶⁾ — das Bild, das die Bände der Urkundenbücher zeigen, vielfach unvollständig oder schief und fordert es zu einer grundlegenden Richtigstellung heraus.

Diese Sachlage wirkt sich natürlich auf die verschiedensten Gebiete aus. Sie ist von erheblicher Bedeutung ebenfalls für die Straßennamenforschung, die mit einem umfassenden urkundlichen Material zu arbeiten gezwungen ist. Ein paar Beispiele, auf die ich bei meinen Arbeiten über Goslar gestoßen bin, mögen das Gesagte erläutern und die Gefahren andeuten, von denen hier die Straßennamenforschung bedroht ist.

Die heutige Pipmäker-, frühere Willerdingstraße erscheint im Goslarer Urkundenbuch zuerst in einem Personennamen (Heinricus de Wopelingestraten) im Jahre 1291 (UB. II 421) ⁷⁾. In einer nachträglich aufgefundenen Aufzeichnung aus der Zeit zwischen 1240 und 1255 (Urk. Stadt Goslar 7 a) ist sie schon etwa ein halbes Jahrhundert früher als wipelinge strathe bezeugt. Eine Grubenstraße im Bergdorf, die in einer Verhandlung vor dem Vogt im kleinen Gericht vom 15. 6. 1355 (UB. IV 528) vorkommen soll, einer Nachricht, die wegen der Lokalisierung der kleinen Gerichte in Goslar von Belang ist, gibt es nicht ⁸⁾. „Grovenstrate“ ist hier

⁶⁾ Näheres bei Frölich, Die Urkundenpolitik des Goslarer Rates im Mittelalter, Arch. f. Urkundenforschung 8 (1923), S. 215 f., insbes. 262 f.

⁷⁾ Strn. S. 144 Nr. 319, 145 Nr. 323.

⁸⁾ Strn. S. 52, 80 Nr. 101.

verschrieben aus Gronenstrate, die letztere ist auch sonst als Grüne Straße (platea viridis) nachweisbar. Angeblich aus der Zeit um 1392 ist eine Marktordnung überliefert, die eingehende Mitteilungen über die Verteilung der Marktstände auf dem Markt und in seiner Umgebung enthält (UB. V 906). Die Niederschrift, die z. B. H. E. Feine, „Die Ratsverfassung von Goslar im Mittelalter“⁹⁾, heranzieht, stellt sich in Wahrheit als ein Machwerk des berüchtigten Fälschers Erdwin von der Hardt dar¹⁰⁾. Gleichwohl wird sie noch von Borchers¹¹⁾ als echt behandelt. Neben derartigen Fällen lassen sich natürlich auch Beispiele anführen, in denen die vorliegenden Fehldeutungen auf Mißgriffe bei der Benutzung der Urkunden zurückgehen. So ist es ein Irrtum, wenn bei Borchers¹²⁾ im Hinblick auf eine Wendung in der Urkunde vom 8. 1. 1336 (UB. IV 1) „in Olrikes huse Bullekes, dat dar steyt in der Pekestenesstraten“ die Pekstenstraße mit der Bulkenstraße zusammengeworfen wird, es dreht sich in Wahrheit um eine ganz andere, nämlich die Lichtenbergische, jetzige Kniggenstraße¹³⁾. Eine Straße „up dem moshuse“, die Borchers¹⁴⁾ im Hinblick auf ein Güterverzeichnis von 1351 f. (UB. IV 449) annimmt, gibt es nicht¹⁵⁾. Ebenso wenig trifft es zu, wenn Bitter, Der Handel Goslars im Mittelalter, Beitr. z. Gesch. d. Stadt Goslar Heft 10 (Goslar 1940)¹⁶⁾ unterstellt, daß die Kornstraße ihre Benennung einem an der Ecke der Straße nach dem Markt zu gelegenen Kornhause verdanke. An der von ihm angegebenen Stelle, einer Aufzeichnung vom 4. 7. 1371 (UB. V 213), wird „dat hörnhus boven an der Kornstrate bi dem markede“ erwähnt¹⁷⁾.

⁹⁾ Breslau 1913, S. 134 Anm. 3. S. auch UB. V 1032 (um 1396).

¹⁰⁾ Frölich, Hans. Geschichtsbl. (= HGBl.) 1914, S. 340 Anm. 1.

¹¹⁾ Zeitschr. des Hist. Ver. f. Niedersachsen 1919 S. 38. S. dazu Frölich, HGBl. 1920/1, S. 144.

¹²⁾ S. 38 Nr. 51.

¹³⁾ Strn. S. 98 Nr. 174; 110 Nr. 213.

¹⁴⁾ S. 38 Nr. 47.

¹⁵⁾ Strn. S. 52.

¹⁶⁾ S. 117 zu Anm. 218.

¹⁷⁾ Strn. S. 94/5.

Die Belege für derartige Fehldeutungen lassen sich leicht vermehren. Wohl die schlimmste Entgleisung dieser Art findet sich in den Kunstdenkmälern der Stadt Goslar (Hannover 1903), wo (S. 321) in Bezug auf die frühere Badelebische (Batesleve) Straße, die heutige Rundenienstraße, gesagt wird: „Der Name der Bateslevener Straße hat eine merkwürdige Umwandlung erfahren; weil dort in der Stadtmauer ein Rundel war, hieß sie auch Rundelen: aus beiden Straßen ist eine Rundelebener- und endlich eine Rundenienstraße geworden.“ Tatsächlich ist die Straße nach einem um das Jahr 1700 lebenden Notar J. G. Runde (Rundenius) benannt¹⁸⁾.

Die hier gestreifte Notwendigkeit, die vorhandenen älteren Urkundenbücher einer Überprüfung auf umfassender Grundlage zu unterziehen, wird auch in zahlreichen anderen Fällen gegeben sein. Es dreht sich um ein allgemeines Anliegen, dessen Durchführung es vielleicht gestatten würde, zugleich gewissen Gesichtspunkten Rechnung zu tragen, die für die Textgestaltung der Urkundenbücher neuerdings von Fr. Wilhelm in der Einleitung zu seinem Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahre 1300¹⁹⁾ entwickelt sind und die den Boden für eine engere Zusammenarbeit zwischen Philologie und Geschichtswissenschaft auf dem Gebiete der Quellenedition ebnen könnten.

2. Stadtbücher.

In einer etwas abweichenden, aber gleichfalls für die Straßennamenforschung bedeutsamen Richtung liegen die Probleme, die mit einer zweiten, dem späteren Mittelalter angehörenden Gruppe handschriftlicher Quellen, den sog. Stadtbüchern verschiedener Art, zusammenhängen. Mit ihnen hat sich die Wissenschaft vor allem um die Jahrhundertwende unter dem Einfluß der Arbeiten von Konrad Beyerle²⁰⁾, und Paul Rehme²¹⁾ lebhaft beschäftigt, während neuerdings ein Abflauen des Interesses an ihnen zu

¹⁸⁾ Strn. S. 45, 121 Nr. 254, 158 Anm. 70.

¹⁹⁾ I (Lahr 1932), S. XVII f., XXXVII f., XLVI f., LII f., insbes. LX f., LXII f., LXVII f.

²⁰⁾ Die deutschen Stadtbücher, Deutsche Geschichtsbl. 11 (1910).

²¹⁾ Stadtbücher als Geschichtsquelle 1913.

beobachten ist. Bei diesen Stadtbüchern ist es, wie in anderer Hinsicht, so auch im Bereich der Straßennamenforschung die Fülle der Masseneinträge in den erhaltenen Gerichts-, Verwaltungs- und Rechnungsbüchern, die Aufmerksamkeit beansprucht. Insbesondere sind es die Erbe- und Grundbücher, die Kontrakten- und Testamentenbücher sowie die Schoßbücher, namentlich diejenigen, die die Erhebung des Hausschosses betreffen, daneben aber auch Verzeichnisse mit Aufstellungen über den städtischen Grundbesitz, das Vermögen der Kirchen und anderer geistlicher Anstalten usw., die in den zahlreichen, in ihnen überlieferten Nachrichten wertvolle Aufschlüsse für die Straßennamenforschung gewähren. Bei dieser Quellengattung fehlt es aber leider vielfach noch an einer Veröffentlichung durch den Druck, und wo eine Drucklegung erfolgt ist, entspricht sie nicht immer den zu stellenden Anforderungen²²⁾.

Am aufschlußreichsten sind die Stadtbücher, die umfassendere Angaben über den Grundstücksverkehr enthalten und die, wie die ältesten Grundbücher in Goslar, sich nicht nur mit einer ungefähren Kennzeichnung der Lage der veräußerten Grundstücke begnügen, sondern gleichzeitig auch die Eigentümer der Nachbarhäuser zu beiden Seiten angeben und so eine genauere Festlegung ermöglichen. Allerdings bedarf es bei ihnen in der Regel einer sorgsamem Verzettelung der Namen der in Betracht kommenden Personen, wie sie in Goslar bewerkstelligt ist, um die vorhandenen Nachrichten zweckentsprechend auswerten zu können. Werden die in dieser Hinsicht obwaltenden Schwierigkeiten aber überwunden, dann liegt hier ein besonders dankbarer Stoff vor, da der Umfang der Einträge es gestattet, den Rahmen, den die Stadtgrundrisse bieten, selbst in Einzelheiten auszufüllen, den auch jetzt noch zu beobachtenden Änderungen in der Wegführung nachzugehen und die Entwicklung schließlich bis zur Gegenwart zu verfolgen.

²²⁾ Vgl. Frölich, Zur Methodik der Herausgabe von städtischen Geschichtsquellen des späteren Mittelalters, Thür.-Sächs. Zeitschrift für Gesch. u. Kunst XI (1920), S. 61—75.

3. Straßeninschriften in den mittelalterlichen Städten.

Wenn die Sitte der Anbringung eigentlicher Straßenschilder auch noch jung ist und an sich erst der Neuzeit angehört, so haben wir doch bereits aus dem Mittelalter, bis jetzt allerdings nur vereinzelt, Beispiele für Fälle, in denen entsprechende Inschriften angebracht sind. So trägt in Halberstadt ein Haus die Worte „Dies ist der Schluß der Gerberstraße“, während in Mainz ein Eckhaus an der Domfreiheit für die dort einmündende Gasse den Namen „sieh um dich“ aufweist²³⁾. Es wird abzuwarten sein, ob nicht das Fortschreiten des großen deutschen Inschriftenwerkes, das von Fr. P a n z e r angeregt ist und dessen zweiter Band die Stadt Mainz behandeln soll, weitere Aufschlüsse, die für die Strn.-Forschung von Belang sind, bringen wird²⁴⁾.

b) Auswertung der Ergebnisse der städtischen Verfassungstopographie.

Für die Straßennamenforschung ist zu beachten, daß nicht nur die einzelnen Straßenzüge als solche bei der Erklärung der Strn. ins Auge zu fassen sind, sondern daß sie eingebettet erscheinen in das gesamte Stadtbild und daß sich häufig erst im Rahmen des vorhandenen Straßennetzes überhaupt ihre wirkliche Bedeutung erschließt. Das lenkt den Blick auf die Erörterungen, die mit der Grundrißbildung der deutschen Städte des Mittelalters und ihren Ausstrahlungen auf das Rechts- und Verfassungsleben in Verbindung stehen und ihre Auswertung für die Zwecke der Strn.-Forschung nahelegen²⁵⁾.

Ist dieser Zusammenhang auch häufig erkannt, und stützen sich die Arbeiten über die städtischen Strn. des Mittelalters nicht selten auf Betrachtungen über die Ausgestaltung des Stadtgrund-

²³⁾ Frölich, Mittelalterliche Rechtsinschriften, besonders im Rhein-Maingebiet, Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 17 (1948), S. 14 f., namentl. 35, 52 Anm. 140.

²⁴⁾ Frölich, Deutsche Rechtsinschriften des Mittelalters, ihre Erfassung und Auswertung, Z²RG 66 (1948), S. 500 f.

²⁵⁾ Vgl. zum folgenden Frölich, Zur Verfassungstopographie der deutschen Städte des Mittelalters, Z²RG. 52 (1938), S. 275 f.

risses, so muß doch bezweifelt werden, daß nach dieser Seite hin schon alle Möglichkeiten, die sich für die Strn. ergeben, erschöpft sind. Wie ich glaube, lassen sich hier noch Einsichten gewinnen, wenn die Art des Vorgehens den besonderen Zielen und Bedürfnissen der Strn.-Forschung angepaßt wird.

Hinzudeuten ist einmal darauf, daß bis jetzt kaum alles Erforderliche geschehen ist, um das umfangreiche Schrifttum, das zur Stadtplanforschung vorliegt, auszuwerten und es in den Dienst der Straßennamenforschung zu stellen. Insbesondere ist vielfach ein Zurückgreifen auf die Erkenntnisse der städtischen Verfassungstopographie, die sich mit den Beziehungen zwischen Stadtplan und Verfassungsentwicklung beschäftigt und um die sich neuerdings namentlich die rechtsgeschichtliche Forschung bemüht hat²⁶⁾, unterblieben.

Dazu kommt folgendes. Bei den bisherigen Erörterungen schiebt sich die Ausdeutung des Stadtgrundrisses im ganzen, das Zusammenwachsen städtischer Gemeinwesen aus einer Reihe von Einzelsiedlungen und deren allmähliche Verschmelzung in den Vordergrund, während die Gestaltung des eigentlichen Straßennetzes, die Ermittlung des Verlaufs der vorhandenen Wegezüge und der mit ihnen in Verbindung stehenden Wasserläufe demgegenüber zurücktreten. Durch eine stärkere Berücksichtigung dieser Sachverhalte wird aber nicht nur die Darstellung des Stadtbildes abgerundet, sondern zugleich der Boden für eine bessere Erfassung und Deutung der Straßennamen bereitet. Wie ich glaube, sind für die Straßennamenforschung in dieser Hinsicht vor allem noch Erkenntnisse zu erhoffen von einer genaueren Aufhellung der Vorgänge, die sich bei der Entstehung der Marktsiedelungen und Städte auf deutschem Boden abgespielt haben und die es namentlich mit den Einzelheiten der Aufteilung des Marktgeländes und der Führung der Straßenzüge in der Umgebung des Marktes zu tun haben²⁷⁾.

²⁶⁾ Ich verweise auf die Übersicht, die ich an dem in der vorigen Anm. angegebenen Orte S. 279 f., 306 f. geboten habe. Zu dem Problem der Siedlungskomplexe s. noch H. Fischer, Z²RG. 66 (1948), S. 236 f.

²⁷⁾ Hier greifen jetzt aus dem rechtsgeschichtlichen Schrifttum ein die weit gespannten Untersuchungen von H. Planitz zur Vor- und

Noch einige andere Gesichtspunkte verdienen hier Erwähnung.

In der Regel hat man sich damit begnügt, den aus den überlieferten Karten entnommenen Stadtgrundriß auszudeuten, um bei obwaltenden Zweifeln Klarheit über die Richtung und die Benennung der vorkommenden Wegezüge zu schaffen. Aber einmal darf nicht übersehen werden, daß oft genug Änderungen im Stadtgrundriß, darunter selbst solche recht erheblicher Art, eine Rolle spielen, die es im Einzelfalle aufzudecken gilt. Und ferner ist von Belang, daß nicht nur Umgestaltungen des Straßennetzes insgesamt hier von Wichtigkeit sein können, sondern ebenso Verschiebungen, die sich im Bereich der einzelnen Grundstücke vollziehen. Sie betreffen die Besonderheiten der Raumausnutzung, die Art der Aufteilung der Grundstücke und ihre Besetzung mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, die einen Einfluß auf die Führung der Straßenzüge ausgeübt und für Umbenennungen den Anstoß geboten haben. Zwar liegen bis jetzt nicht allzu viele Arbeiten über diesen Gegenstand vor²⁸⁾. Aber ich möchte annehmen, daß sich hier ein Aufgabenkreis eröffnet, von dem die Strn.-Forschung noch manches zu erwarten hat.

Endlich ist zu beachten, daß neben der Betrachtung des Stadtgrundrisses auch die Aufrißforschung von Belang ist und daß sie für die Strn.-Forschung Erträge beizusteuern vermag²⁹⁾.

Um das vorstehend Dargelegte zu veranschaulichen, möchte ich nur ein einziges, in seiner Art allerdings besonders eindrucksvolles

Frühgeschichte der deutschen Stadt, die in ihrer Tragweite noch gar nicht zu übersehen sind. Vgl. H. Mitteis, Deutsche Rechtsgeschichte (München 1949), S. 124. Es handelt sich um die Aufsätze Kaufmannsgilde und Eidgenossenschaft, Z²RG. 60 (1940), S. 1 f.; Frühgeschichte der deutschen Stadt, das. 63 (1943), S. 1 f.; Die deutsche Stadtgemeinde, das. 64 (1944), S. 1 f. Beachtlich neuerdings auch O. Gönnewein, Kunst und Recht, Festgabe für Hans Fehr (Karlsruhe 1948), S. 71 f., insbes. 88 f., 95.

²⁸⁾ Aufschlußreich F. Timme, Braunschweigs innerstädtisches Wachstum im 14. und 15. Jahrhundert, Braunschweigisches Jahrbuch, Dritte Folge, Band 2 (Braunschweig 1940/1), S. 32—62; J. H. Gebauer, Worthzins und Fronzins in der Stadt Hildesheim Z²RG. 61 (1941), S. 150 f., insbes. 159 f., 162/3, 172, 183 f.

²⁹⁾ Nachweise Frölich, Z²RG. 58 S. 300 f.

volles Beispiel aus Goslar bringen³⁰⁾. Es gestattet zugleich, die Verknüpfungen zwischen Straßenführung und Gewässernetz, die sich bei ihnen abspielenden Veränderungen und die Auswertung der sich dabei ergebenden Gesichtspunkte für die Strn.-Forschung sinnfällig zu machen.

In den Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Städte des Mittelalters wird meist die Ansicht vertreten, daß der bei ihrer Gründung gewählte Stadtgrundriß auch in der Folge beibehalten sei, so daß trotz der häufigen und verheerenden Stadtbrände des Mittelalters und anderer äußerer Eingriffe das Straßennetz in der Regel einschneidende Änderungen bis zur Schwelle der Gegenwart nicht erfahren habe. Aber mag das auch für gewöhnlich zutreffen, so gibt es doch Ausnahmen, gelegentlich sogar solche sehr kennzeichnender Art. Zu diesen Ausnahmen gehört Goslar.

Wie wir wissen, hat hier die Entwicklung — und zwar wahrscheinlich mit dem Aufkommen des Bergbaus am Rammelsberge schon vor dem 10. Jahrhundert — ihren Ausgang genommen von einer älteren bergmännischen Siedlung auf dem rechten Ufer der Gose am Fuße des Rammelsberges, dem Bergdorf, dessen Gotteshaus die vor einigen Jahrzehnten in ihren Grundmauern freigelegte Johanniskirche, ursprünglich eine Martinskirche wohl noch aus fränkischer Zeit, war. Die Niederlassung war zunächst von der Pfalz Werla im Okertal abhängig, als deren am weitesten nach dem Gebirge zu vorgeschobener Stützpunkt uns vor dem Aufblühen Goslars die Sudburg im Okertal in der Gegend des heutigen Okerturms am Sudmerberge entgegentritt. Im Zusammenhang mit dem Anwachsen des Ortes, mit der häufigen Anwesenheit der Kaiser und Könige in Goslar, der Entstehung einer Marktanlage auf dem linken Goseufer und in räumlicher Trennung von dem Bergdorfe ist dann aber die Pfalz von Werla nach Goslar auf den Platz am heutigen Kaiserbleek verlegt. Sie ist seit dem Ende des 11. Jahrhunderts als der Mittelpunkt eines aus der sonst Sachsen überlagernden Grafenschaftsverfassung herausgeschnittenen Verwaltungsbezirks, der Reichsvogtei Goslar mit dem königlichen Vogt an der Spitze, bezeugt.

³⁰⁾ Belege für das folgende Strn. S. 21 f., 157 Anm. 58—62. Dort auch nähere Angaben über die vorkommenden Straßen und Straßennamen.

Nicht aus dem Auge verloren werden darf, daß anfänglich die Gose eine scharf ausgeprägte Scheidelinie zwischen Berg- und Marktsiedlung zog, die kirchlich und verwaltungsmäßig streng voneinander getrennt waren. Der Fluß bildete hier ein Sumpfbereich, das *wiarium regis*, den Königsweiher, der in der Richtung auf die Pfalz zu von der *via alta*, dem noch heute so genannten Hohen Wege, einem künstlich erhöhten Straßenzuge, durchquert wurde.

Die räumliche Entfaltung Goslars ist dann weiter so erfolgt, daß sich um die sich als eine planmäßige königliche Gründung darstellende Marktniederlassung diesseits der Gose, als deren erster Marktplatz der vielleicht eine noch frühere einfache Straßemarktanlage ablösende Schuhhof erscheint, als Kern einige andere Siedlungskörper legten, einmal in Gestalt des ebenfalls mit dem Bergwesen in Verbindung stehenden Frankenberges, offenbar einer schon älteren, bereits länger vorhandenen und von der Marktniederlassung deutlich abgehobenen, auch völkisch von ihr gesonderten Anlage, sodann in Gestalt des Jakobi- und des Stephani-Kirchspiels, die mit ihren nach Norden und Osten halbkreis- oder rippenförmig das Stadttinnere umschließenden Straßen unschwer als spätere Stadterweiterungen kenntlich sind.

Nachdem im Jahre 1108 eine Neuabgrenzung des Frankenberger Pfarrsprengels erfolgt war, die diesem alles Gelände westlich der Berning-, der heutigen Bäringerstraße sowie der auf die Pfalz zuführenden Wernher- und der Gezmannstraße, vermutlich also der Schreiber- und der oberen Mühlenstraße, zuwies und damit den kirchlichen Ausbau Goslars zum Abschluß brachte, wurde das so entstandene Gemeinwesen einschließlich der Pfalz und ihrer Nachbarschaft mit einem einheitlichen Mauerring versehen. Dadurch spätestens ist aus der bloßen Marktsiedlung Goslar ein räumlich und ständisch erweitertes Gebilde, eine Stadt im Rechtssinne, geworden.

Aber auch nach der Errichtung der Stadtmauer wirkten die früheren Verhältnisse nach. Noch im 14. Jahrhundert läßt sich beobachten, daß die Umgebung des Kaiserhauses, im wesentlichen der Pfarrsprengel der von dem Domstift abhängigen Thomas-

kirche, innerhalb des Mauerringes in rechtlicher Sonderung neben dem Bezirk auf dem linken Flußufer steht. Sie gehört nach 1290 der aus dem ursprünglichen Machtbereich des Reichsvogtes ausgeschiedenen sog. „kleinen Vogtei“, der „Vogtei jenseits des Wassers“, d. h. der heute sogen. Abzucht an, die über die Stadtmauer nach dem Rammelsberge zu hinausgriff. Ihre Gerichtsstätte befand sich auf dem „Hofe“, dem bei der Johanniskirche im Bergdorf gelegenen Dikhofe, dem Stammsitz der freien oder reichsdienstmännischen Familie von dem Dike, die im Bergwesen einen wichtigen Platz behauptete. Demgegenüber unterstand der Bereich links des Flusses nach wie vor dem großen Vogt, d. h. dem alten, seit dem Jahr 1290 in Abhängigkeit von der Stadt geratenen Reichsvogt. Erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts ist es dem Rate gelungen, die Schranke, die sich in Gestalt der kleinen Vogtei seinem Vordringen gegen den Rammelsberg in den Weg stellte, niederzureißen, die kleine Vogtei zu erwerben, sowie nach und nach das Bergdorf und den Rammelsberg selbst seinem Einfluß zu unterwerfen.

In Verknüpfung mit dieser Entwicklung vollziehen sich um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert, in ihren ersten Ansätzen wohl noch etwas eher, tiefgreifende Änderungen topographischer Art, die für den weiteren Ausbau des Gewässer- und Straßennetzes bedeutsam wurden. Die Gose, die anfänglich in dem heutigen Bette der Abzucht, der tiefsten Senke des Tales folgend, Goslar durchströmte, wurde in ihrem Oberlaufe zum Teil abgefangen und in einem künstlichen, nach Norden ausbiegenden Gerenne dem Frankenberge zugeführt, um auf diese Weise der Verteidigung der Stadt und ihrer Wasserversorgung nutzbar gemacht zu werden. Daher spaltete sich jetzt die Gose innerhalb der Stadt in einen östlichen und einen westlichen Arm, von denen der erstere, der in einer Urkunde aus dem Jahre 1284 als „Ostergose“ begegnet, sich im wesentlichen mit dem alten Goselauf gedeckt haben dürfte. Von dem anderen Gosearm, einer Westgose, ist in schriftlichen Aufzeichnungen nicht die Rede. Wir sind aber in der Lage, den Lauf der Westgose zu erschließen. Er folgte als eigentlicher „Stadtbach“ einem später verschwundenen Straßenzuge, der als Vogt-Konrad-

straße, aber auch als Vogtstraße und unter anderen Teilbenennungen vom Frankenberge her zwischen Berg- und Frankenbergerstraße, die Forst-, Schreiber-, Bulken- und Marktstraße kreuzend, der Umgebung des Marstalls und des Schuhhofes zustrebte. Er erreichte alsdann über die Hokenstraße, in der sich eine Badstube des Klosters Neuwerk befand, durch einen nicht mehr vorhandenen Wegezug, die nach einem Anwohner benannte Fenstermäkerstraße, den bis heute noch so bezeichneten Gosewinkel und nahm nach einer bis zum 17. Jahrhundert lebendigen Überlieferung in der Gegend des Kohlgartens unweit des Breiten Tores seinen Ausfluß aus der Stadt.

Nicht unwahrscheinlich ist, daß von vornherein eine Verbindung zwischen Ost- und Westgose bestanden hat, die etwa dem heutigen Gosekanal entsprach, da an ihr bereits im 12. Jahrhundert die Frankenberger Mühle und etwas später auch die mit der Mühle „bei der Bergbrücke“ sich deckende Klausmühle bezeugt sind.

Neben ihr muß es aber zwischen Ostgose und Westgose zum Gosewinkel hin eine zweite Querverbindung gegeben haben, die gekennzeichnet ist durch eine am heutigen Gemeindehofe belegene Mühle, durch einen noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erkennbaren Wasserlauf auf dem Markte sowie durch die sog. „Kramerbrücke“, die dort zu suchen ist, wo in der Nähe des alten Kramergildehauses Breite Straße, Fleischscharren und Fischmäkerstraße zusammenstoßen, und bei der weniger an eine eigentliche Brücke, als vielmehr an einen Bohlweg über sumpfiges Gelände zu denken ist. Ihre Fortsetzung bildete die Fischmengerstraße, die ihren Namen den hier seßhaften, auf fließendes Wasser angewiesenen Fischmengern, den Fischhändlern, verdankt. Aus der Fischmengerstraße ist dann im 18. Jahrhundert, wohl durch Angleichung an die benachbarte Fenstermäkerstraße, vielleicht auch an die Piepmäkerstraße, als man die ältere Bezeichnung nicht mehr verstand, die Fischmäkerstraße geworden.

Die vorstehend gekennzeichneten Verhältnisse haben aber das 13. Jahrhundert nicht überdauert.

Wahrscheinlich im Zusammenhang mit Umwälzungen im Verfassungsleben der Stadt erfolgte um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine großzügige Entwässerung des Stadtinneren, durch die der größte Teil des Weihers trocken gelegt und der Raum für das neue Gildehaus der Kaufleute und für den heutigen, ursprünglich in seiner jetzigen Form nicht vorhandenen und erst damals geschaffenen Marktplatz gewonnen wurde. Es handelt sich dabei um einen Sachverhalt, an den bis zur Gegenwart der Name des Kaufleutegildehauses, der Kaiserwort, als einer Wort, d. h. als eines ehemals vom Wasser umspülten Geländes, sowie die Wortstraße erinnern.

In Verbindung damit steht vermutlich eine weitere Umgestaltung des Gewässernetzes. Damals dürfte die Westgose beseitigt und durch das System der Beeke, einer Anzahl offener, aus dem Gosekanal gespeister, aber nicht ständig unter Wasser gehaltener Kanäle ersetzt sein, das sich, dem Gelände angepaßt, in west-östlicher Richtung über eine Reihe von Straßen verteilte und auf das die Straße auf dem Beeke am Frankenberger Plan und die heutige Beekstraße zurückgehen.

Einen Niederschlag finden die geschilderten Veränderungen in der Tatsache, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein Wechsel in den Bezeichnungen der Gewässer eintritt. Der Name „Gose“ bleibt jetzt ausschließlich an dem Gosekanal vom Frankenberg her haften, der damals wohl seine endgültige Ausgestaltung erfahren hat. Der Name der Ostergose, also des ursprünglichen Goselaufes, verschwindet und wird durch die Bezeichnung „Abzucht“ ersetzt. Darin kommt im Einklang mit dem Gesagten unzweideutig zum Ausdruck, daß, während der Gosekanal als das tragende Element der Bewässerung, der Wasserversorgung für Goslar erscheint, die jetzt vermutlich auch verbreiterte und vertiefte Abzucht vor allem Aufgaben zugewiesen erhielt, die der Entwässerung des Stadtbezirks zu dienen bestimmt waren.

Auf das Straßennetz wirkten diese Vorgänge namentlich insofern ein, als nach dem Wegfall der Westgose allmählich ebenfalls die Vogt-Konradstraße zum Absterben kam, als die Wegezüge in der Nachbarschaft des Marstalls und sonst westlich des Schuhhofes vielfache Änderungen erlitten, die sich in Umbenennungen

und in einem Schwanken der Straßenbezeichnungen ausdrückten, und als die älteste Marktanlage am Schuhhofe ihrer bisherigen Bedeutung entkleidet wurde. Der Stadtplan als Ganzes aber wurde von diesen Umwälzungen insofern betroffen, als er, der bis dahin in nord-südlicher Richtung orientiert war, eine Achsendrehung um 90 Grad erfuhr. Während der Hauptstraßenzug früher in der Richtung vom Rosentore her über den Schuhhof und den Hohen Weg die Pfalz zu gewinnen suchte, ist später eine Verlagerung in die ost-westliche Richtung erfolgt, die Breitestraße und in ihrer Verlängerung die Berg- bzw. Marktstraße nehmen jetzt den Hauptverkehr auf. Damit ist dann die Ordnung der Dinge erreicht, die sich in dem Stadtgrundriß der Gegenwart widerspiegelt.

Mit diesen Erörterungen, die sich zunächst im Umkreise topographischer Erwägungen und ihrer Verknüpfung mit der Verfassungsentwicklung Goslars bewegen, sind aber wichtige Erkenntnisse verbunden, die dem Bereich der Strn.-Forschung angehören. Sie vermitteln einmal Aufschlüsse über eine Reihe von Straßenbezeichnungen, die sich nur aus einer Offenlegung der bestehenden hydrographischen Verhältnisse erklären lassen. Insbesondere dreht es sich dabei um den Gosewinkel zwischen Fischemäkerstr. und und Bäckerstr., der heute keinerlei Beziehung mehr zu dem Lauf der Gose erkennen läßt. Aber auch andere Straßennamen in dieser Gegend, wie Kramerbrücke, Fischemäker- (Fischmenger-) Straße, Wortstraße, sowie die in großer Zahl vorhandenen Stobenstraßen kommen hier in Betracht. Sie werfen ferner Licht auf die Entstehung der heutigen Marktanlage, die sich erst als eine verhältnismäßig späte Bildung entpuppt. Und schließlich beseitigen sie mit den Einsichten, die wir ihnen für Verlauf und Verschwinden der Vogt-Konradstraße verdanken, den größten Teil der Zweifel, die sich auf die Gestaltung des Straßennetzes in dem Raum zwischen dem Marktkirchhof, der Münzstraße, der Bäckerstraße und der oberen Marktstraße, aber auch westlich davon bis in das Frankenberger Kirchspiel beziehen. Wir sehen, daß sich das Durcheinandergehen der Bezeichnungen Vogtstraße, Vogt-Konradstraße und Marstallstraße in der Umgebung des Schuhhofes so erklärt, daß bei dem Ausdruck Vogtstraße bald an die eigentliche

Vogtstraße, die heutige Münzstraße, bald an die sie in der Nähe des Schuhhofes kreuzende Vogt-Konradstraße zu denken ist, daß der Name Marstallstraße bald an der Münzstraße, bald an einer etwas westlich von ihr parallel verlaufenden sog. Hinteren Marstallstraße haftet, die sich beide in der Richtung auf den ein freies Gelände umfassenden städtischen Marstall zu erstrecken, und daß sich wahrscheinlich als eine Fortsetzung der Hinteren Marstallstraße der Wegezug darstellt, der heute den Namen Marstallstraße trägt, während die Bezeichnung der Münzstraße als Marstallstraße in Wegfall gekommen ist. Und weiter erklärt sich so die Erstreckung der Vogt-Konradstraße in den Frankenberger Bezirk, in dem sie ebenfalls als Vogtstraße nachweisbar ist und in dem die jetzige Forststraße, durch mehrfache Umgestaltungen und Entstellungen hindurch, noch die Erinnerung an die alte Vogtstraße festhält.

Übrigens steht der Vorgang, der uns hier beschäftigt, im Rahmen der Goslarer Strn.-Forschung nicht allein. Auch bei einer noch heute vorhandenen Gosestraße im östlichen Stadtteil in der Nähe der Stephanikirche ist die Beziehung zu dem unteren Goselauf, die früher offensichtlich gegeben war, gelöst. Es sind ebenfalls an dieser Stelle Verschiebungen in dem Wege- und Gewässernetz eingetreten, die in den Straßennamen nachklingen und die als Beweis für die enge Verknüpfung verfassungstopographischer Vorgänge mit den Änderungen in den Straßenbezeichnungen dienen können ³¹⁾.

c) Heranziehung der vergleichenden Straßennamenforschung.

Handelte es sich in den bisher besprochenen Fällen um Möglichkeiten, durch eine stärkere Ausschöpfung des überlieferten Quellenstoffes und durch ein Zurückgreifen auf die Erkenntnisse der städtischen Verfassungstopographie Einblicke in das Werden des Straßennetzes und die Herkunft der auftretenden Straßenbezeichnungen zu gewinnen, so ergibt sich eine fernere Handhabe zu tieferem Eindringen, wenn wir die Arbeitsweise der neueren

³¹⁾ Wegen der Einzelheiten vgl. Strn. S. 45 f., 79 Nr. 97, 85 Nr. 119 b.

Strn.-Forschung ins Auge fassen und sie für die Aufklärung der bestehenden Verhältnisse auszunutzen versuchen. Dabei fallen namentlich ins Gewicht die Fortschritte, die mit Hilfe der vergleichenden Strn.-Forschung gewonnen sind, obwohl ein völlig befriedigender Zustand hier noch nicht erreicht ist.

Näheres hierüber erhellt wohl am besten aus der aufschlußreichen und fördernden Übersicht, die vor einiger Zeit Hans B e s c h o r n e r in seiner Abhandlung „Altes und Neues zur Geschichte der städtischen Straßennamen im deutschen Sprachgebiet“³²⁾ gebracht hat. In ihr wird nicht nur eine sich bis zum Jahre 1924 erstreckende umfangreiche, allerdings, wie B e s c h o r n e r selbst betont, keineswegs lückenlose Zusammenstellung der allgemeinen Arbeiten zur Straßennamen-Forschung sowie des Schrifttums über die Straßennamen einzelner Gemeinwesen geliefert. Es wird vielmehr in einer in der Hauptsache noch heute zutreffenden Form auch die Geschichte der Strn.-Forschung verfolgt und die Methode ihres Vorgehens geschildert. Und ferner werden die Aufgaben umrissen, die im Umkreise der deutschen Strn.-Forschung noch zu bewältigen sind. Gefordert wird für alle Städte, die bis jetzt damit im Rückstand sind, eine Beschäftigung mit der Herkunft ihrer Straßennamen und deren Verzeichnung. Gleichzeitig wird die Schaffung einer möglichst vollständigen Bibliographie der Strn.-Forschung angeregt. Damit soll die Grundlage gewonnen werden für die Erreichung weitergehender, über den Rahmen der einzelnen Gemeinwesen hinausgreifender Ziele.

Ein Anlauf nach dieser Seite hin wird besonders erwähnt. Es dreht sich dabei um einen „V e r s u c h i m G r o ß e n“, eine Anzahl von Städten hinsichtlich ihrer Strn. vergleichend zu betrachten und so die Forschung auf eine breitere Grundlage zu stellen, damit aber zu gesicherten, allgemeingültigen Ergebnissen zu gelangen“. Das ist nämlich der Leitgedanke eines Aufsatzes von P. F e i t über „Vergleichende Straßennamenforschung. Mit Ausblicken auf die Sittengeschichte Breslaus und anderer Städte“³³⁾. Indem F e i t die

³²⁾ Korrespondenzbl. des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 72 (1924), Sp. 33—46, 107—118.

³³⁾ Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkskde. XIII/XIV (1911), S. 71—97.

Breslauer Badstuben und Frauenhäuser zum Ausgangspunkt nahm und sie ähnlichen Einrichtungen in einer größeren Zahl sonstiger Städte des Mittelalters gegenüberstellte, gelang es ihm, Berührungen aufzudecken, die in der Namengebung der Straßen einen Ausdruck finden, und damit für eine Gruppe von Wegebezeichnungen Aufschlüsse zu erzielen, die ebenfalls für die bei Feit nicht berücksichtigten Orte von Belang sind. Hierbei spielen Straßennamen eine Rolle wie Frauen-, Huren-, Kronen-, Rosen-, Büttel- und Petersilienstraße, ferner Ketzberg, Ketzergäßchen u. ä., Sperlingsberge und Sperlingsgassen sowie eine Reihe weiterer Strn. von mehr oder minder derber und drastischer Beschaffenheit. Bei den auch sonst schon häufiger behandelten Rosenstraßen und Rosengassen, denen meist ein entsprechender Sinn unterlegt wird, denkt Feit allerdings vorwiegend an eine Verbindung mit den Roßgärten, die der Pferdeweide dienten, und nicht an eine anstößige Bedeutung³⁴). Und für die mit Katt- zusammengesetzten Namen sind gegen die in erster Linie kulturgeschichtlich ausgerichteten Darlegungen Feits Bedenken geäußert worden von H. Tardel, der unter stärkerer Hervorhebung sprachlicher Gesichtspunkte im Zusammenhang mit der Bodenkultur, insbesondere der Flachsbearbeitung, weiter zu kommen bemüht ist³⁵).

In den Bahnen einer vergleichenden Betrachtungsweise bewegen sich sodann noch eine Untersuchung von A. Hoffmann „Die typischen Straßennamen im Mittelalter unter besonderer Berücksichtigung der Ostseestädte“³⁶) und mehrere etwas jüngere Schriften von Erwin Volckmann. Es sind dies, neben zahlreichen kleineren Aufsätzen des genannten Schriftstellers³⁷), vor allem das sich in der Aufgliederung des Stoffes mit der Hoff-

³⁴) Beschorner, Sp. 38 Anm. 1.

³⁵) H. Tardel, Katrepel. Ein Beitrag zur Ortsnamenforschung, Niederdeutsche Zeitschr. f. Volkskde. 1 (1923), S. 11—21. S. ferner auf ähnlicher Grundlage H. Bülck, Kattrepel, Kattsund und Kattegatt, daselbst 7 (1929), S. 169—178.

³⁶) Königsberger philos. Diss. 1913.

³⁷) Angaben darüber bei F. Busch, Bibliographie der niedersächsischen Geschichte für die Jahre 1908—1932 (Hildesheim und Leipzig 1938), S. 32.

mannschen Arbeit berührende Werk „Straßennamen und Bürgertum“³⁸⁾, von dem später eine zweite Auflage unter dem Titel „Die deutsche Stadt im Spiegel älterer Gassennamen“³⁹⁾ erschienen ist, eine Abhandlung über „Rechtsaltertümer in unseren heutigen Straßennamen“⁴⁰⁾ sowie schließlich das Buch „Alte Gewerbe und Gewerbegeassen. Deutsche Berufs-, Handwerks- und Wirtschaftsgeschichte älterer Zeit“⁴¹⁾, die hier Erwähnung verdienen. Während es Hoffmann vor allem auf die gängigen Straßenbezeichnungen ankommt, beschäftigt Volckmann in erster Linie die rätselhaften, unverständenen oder mißdeuteten Namen, insbesondere solche, die eine Verknüpfung mit dem Rechtsleben oder mit Handel und Verkehr aufweisen, wobei gegen die Deutungen Volckmanns jedoch mehrfach Einwendungen erhoben worden sind⁴²⁾. Damit aber ist im wesentlichen erschöpft, was an Veröffentlichungen aus dem Bereich der vergleichenden Straßennamenforschung ins Gewicht fällt.

Versuchen wir, Anhaltspunkte für die zweckmäßigste Art des Vorgehens bei der vergleichenden Strn.-Forschung zu gewinnen, so dürfte es sich empfehlen, einige der häufiger auftretenden und umstrittensten Strn. herauszugreifen, um zunächst im Hinblick auf sie die Sachlage zu klären. Als Beispiele möchte ich eine Reihe von Strn. wählen, die von Beschorner in ihrer Bedeutung besonders gekennzeichnet und die ihrer Mehrzahl nach ebenfalls in der Feitschen Abhandlung erwähnt sind. Ich denke dabei an die Rosenstraßen und die Wegezüge mit ähnlicher Benennung, an die mit der Vorsilbe Katt- zusammengesetzten Strn., die vielfach bezugten Petersilienstraßen und den Flur- und Straßennamen „Ovelgunne“. Sie sind vor allem im niederdeutschen Bereich verbreitet⁴³⁾ und sämtlich auch in Goslar nachweisbar. Sie können so

³⁸⁾ Würzburg 1919.

³⁹⁾ Würzburg 1926.

⁴⁰⁾ Würzburg 1920.

⁴¹⁾ Würzburg 1921.

⁴²⁾ Näheres bei Beschorner, Sp. 36.

⁴³⁾ Umfangreiche, zum Teil allerdings nicht sehr überzeugende Schrifttumshinweise zu den Flur- bzw. Straßennamen Katthagen und Ovelgönne sowie zu den Rosenstraßen (Rosengärten) und den Petersilienstraßen auf niederdeutschem Boden bei Busch, S. 31/2.

vielleicht einen Maßstab abgeben, mit dessen Hilfe die bisher erzielten Ergebnisse der vergleichenden Strn.-Forschung nachzuprüfen sind.

Für die Rosenstraßen erhellt aus der schönen Untersuchung von K. Ranke „Brautstein und Rosengarten. Ein Beitrag zur Flurnamen-, Volks- und Altertumskunde“⁴⁴⁾ die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, die bei der Ausdeutung der Rosenamen ins Auge zu fassen sind. Gegenüber der schon gestreiften, im Schrifttum vielfach begegnenden Ansicht, die den Rosenstraßen (Rosengärten) einen anstößigen Sinn beilegt, werden hier nachdrücklich die Zusammenhänge betont, die auf ehemalige Kult-, Begräbnis-, Gerichts- und Festorte schließen lassen, auch werden sonstige Deutungsmöglichkeiten (z. B. Roßgarten = Pferdeweide) erwähnt. In Goslar gibt es ein Rosentor, zu dem die auch heute wieder ebenso genannte Rosentorstraße hinführt. Das Rosentor tritt zuerst in einer Urkunde vom 16. 10. 1186⁴⁵⁾ als „porta que dicitur Rüzendore“ auf⁴⁶⁾ bei der bischöflichen Bestätigung der Stiftung des später als Neuwerk (Novum opus) begegnenden Klosters Mariengarten, wobei es aber an jeder Möglichkeit fehlt, auch nur halbwegs gesicherte Vermutungen in einer der bei Ranke angedeuteten Richtungen zu äußern. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als den Versuch zu machen, den Namen lediglich aus den hier vorliegenden besonderen örtlichen Verhältnissen zu erklären. Danach möchte ich es als das Wahrscheinlichste ansehen, daß der Name mit der ursprünglichen Bezeichnung des Klosters Neuwerk als Mariengarten oder vielleicht sogar mit einem hier tatsächlich vorhandenen Rosengarten in Verbindung steht. Bereits in der zweiten auf das Kloster bezüglichen Urkunde, der Bestätigung der Stiftung durch Kaiser Friedrich I. vom 28. 8. 1188⁴⁷⁾ wird unter den Besitzstücken des Klosters (juxta portam Ruzindore) an erster Stelle angeführt „ortus videlicet adjacens illo loco, qui est inter murum et fossatum usque ad portam sancti Viti, cum

⁴⁴⁾ Zeitschr. f. Deutschkunde 36 (1939), S. 472—483.

⁴⁵⁾ UB. Goslar I 306.

⁴⁶⁾ In zwei Urkunden vom 6. 12. 1293 (UB. II 462, 463) begegnet die Schreibweise Roslendor bzw. Rossendor.

⁴⁷⁾ UB. Goslar I 320.

omnibus bonis eorum sitis in parte burgi Goslarie. quam villam Romanam dicunt, in domibus et in areis“⁴⁸). Und in derselben Weise verfährt die Bestätigungsurkunde des Papstes Innozenz III. vom 20. 10. 1199⁴⁸), sie nennt als Zubehör des Klosters wieder „ortum, quie est inter fossatum et murum usque ad portam sancti Viti“. Die Annahme liegt nahe, daß an diesen Garten auch zu denken ist, wenn in Urkunden aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts⁴⁹) von Kirche und Konvent „de orto sancte Marie in Goslaria (Goslarie)“ die Rede ist, und daß es sich hierbei nicht nur im Hinblick auf den Namen der Himmelskönigin, sondern wirklich um einen Rosengarten gehandelt hat, wie deren auch sonst gelegentlich in dem Goslarer Urkundentum bezeugt sind⁵⁰).

In den Kunstdenkmälern der Stadt Goslar⁵¹), die sich überhaupt durch phantasievolle Strn.-Deutungen auszeichnen wird⁵²) noch eine andere Erklärung zur Wahl gestellt. Es wird versucht, den Namen abzuleiten von der als Römisches Dorf (villa Romana) bezeichneten Siedlung fremder (italienischer) Kaufleute an dieser Stelle und ihn so zu verstehen, daß aus der porta Romana, dem Römischen dor, ein Roschendor und dann ein Rosentor geworden sei. Der Versuch hat kaum etwas Überzeugendes⁵³).

Zu diesen Überlegungen ist aber auch noch auf folgendes hinzuweisen. Es ist beachtlich, daß in Goslar zwei weitere Rosenstraßen vorkommen. Die nach der Bergfamilie Rostein (Rosteyn) benannte Rosteinstraße, die heutige Schreiberstraße, wird mehrfach als Rosenstraße bezeichnet, doch liegt hier wohl nur eine Willkürlichkeit des Schreibers vor⁵⁴). Ferner ist im Stephanikirchspiel gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts eine Rosenstraße bezeugt, in

⁴⁸) UB. Goslar I 351.

⁴⁹) a. a. O. I 386 (1208—1213), 393 (1214).

⁵⁰) UB. Goslar II 419 (1285—1296), Verzeichnis der Obediencien des Goslarer Domstifts, S. 423 Z. 5 v. u.: „Habeo ortum Rosarum, qui solvit III fertones nigros Michahelis“.

⁵¹) S. o. S. 127/8.

⁵²) S. 84, 86, 213/4.

⁵³) Erst recht gilt dies von der am gleichen Orte erwähnten Deutung des Rosentores als Ferkel- oder Schweinetor.

⁵⁴) Strn. S. 37/8, 120 Nr. 249 a, 251.

deren Nähe ein Tile Rosen wohnt⁵⁵⁾. Da genauere Nachrichten fehlen, muß es bei ihr unentschieden bleiben, ob die Straße nach einem Anwohner bezeichnet ist oder ob dieser umgekehrt seinen Namen der Straße verdankt.

Was die mit der Vorsilbe *Katt-* gebildeten Strn. betrifft, so habe ich mit ihnen die Goslarer *Ketten-*, frühere *Frauenstraße* in Verbindung gebracht⁵⁶⁾. Borchers⁵⁷⁾ bezieht die letztgedachte Benennung auf die Klosterjungfrauen in dem benachbarten Kloster zum Frankenberge, während bei dem Namen *Kettenstraße* an eine Sperrung des Straßenzuges durch Ketten gedacht wird. Von einer solchen Kettensperre ist aber in Goslar an dieser Stelle im Gegensatz zu einer zweiten, alsbald zu erwähnenden *Kettenstraße* in der Nähe des Breitentores nichts bekannt. Und für die *Frauenstraße* bietet sich m. E. eine abweichende Erklärung dar. Die *Frauenstraßen* des Mittelalters sind, vielfach in der Nähe der Stadtmauer verlaufend, ebenso wie die *Rosenstraßen* häufig diejenigen Straßen, in denen lose Frauen ihr Wesen trieben. Diese Voraussetzungen würden für die *Kettenstraße* in Goslar zutreffen, für die ferner ins Gewicht fällt, daß ein Teil von ihr zugleich „am *Rosenhagen*“ heißt⁵⁸⁾. In ihr lag ferner ein *Frauenstoben*, nach dem sie ebenfalls als *Stobenstraße* bezeichnet wurde⁵⁹⁾. Auch das scheint mir ein Umstand zu sein, der mehr für die hier vertretene Deutung spricht, als für die Zurückführung des Strn. auf die Klosterjungfrauen am Frankenberge. Da auch sonst mittelalterliche *Frauenstraßen* umschreibende Benennungen tragen, die mit dem Worte *Kat* (*Katze*), das auch so viel wie *Hure* besagt, zusammengesetzt sind, wie *Ketterhagen*, *Kattenstraße* usw., so scheint es mir nicht zu kühn, in diesem Sinne gleichfalls das Vorkommen des Strn. *Kettenstraße* in Goslar zu erklären. Im Gegensatz dazu ist für die *Kettenstraße* im Stephanibezirk der urkundliche Nachweis zu erbringen, daß hier ein Abschluß der Straße durch eine

⁵⁵⁾ Strn. S. 120 Nr. 249 b.

⁵⁶⁾ Strn. S. 39/40, 90 Nr. 142 a.

⁵⁷⁾ S. 39 Nr. 73.

⁵⁸⁾ Strn. S. 120 Nr. 248.

⁵⁹⁾ Strn. S. 133 Nr. 288 h.

Kette erfolgt ist, wie er auch sonst im Mittelalter aus Sicherheitsgründen nicht selten vorkam ⁶⁰⁾).

In den Umkreis der anrühigen Straßenbezeichnungen reiht Feit ebenfalls die namentlich auf niederdeutschem Boden häufig begegnenden Petersilienstraßen ein. Es ist auch nicht zu verkennen, daß in der Volksanschauung die Petersilie als Aphrodisiacum eine große Rolle spielt. Trotzdem muß bezweifelt werden, daß diese Deutung immer oder auch nur in der Regel paßt. In manchen Fällen scheint es sich — eine Ansicht, die ebenfalls mehrfach geäußert ist — lediglich um eine gartenmäßig bebaute Gegend zu handeln, nach der die Straße den Namen trägt. Wie ich glaube, ist diese Deutung auch in Goslar nicht ohne weiteres abzulehnen, da die erste Urkunde, die die dortige Petersilienstraße als Peterblienstraße anführt, eines in ihr belegenen Gartengrundstücks gedenkt. Hier heißt es in dem Obedienzienverzeichnis des Domstiftes aus der Zeit von 1285—1296 ⁶¹⁾ bei der Aufzählung der Präbenden eines Domherrn „habeo juxta plateam, que dicitur Peterblienstrate, ortum“, eine Angabe, die sich in entsprechender Weise in späteren Niederschriften wiederholt.

Was endlich die Bezeichnung Ovelgunne oder Ovelwunne anbelangt, so tritt sie in einer Unzahl von Fällen im niederdeutschen Bereich als Flurname in der Bedeutung von Abgunst, abgelegene, verrufene Örtlichkeit oder auch von Vorwerk auf. In Goslar kommt sie als eigentlicher Straßename vor ⁶²⁾, sie bezieht sich hier auf die noch heute sogen. Mönchestraße, die auch als Termineistraße oder Eremitenstraße nach der in ihr belegenen Niederlassung (Terminei) der Augustiner-Eremiten benannt ist, die den Namen zur Himmelpforte trug ⁶³⁾.

Hier haben wir einen Fall der Übertragung eines in ländlichen Verhältnissen häufig bezeugten Flurnamens auf einen städtischen Wegezug. Man könnte versucht sein, dabei mit dem Nachwirken von Verhältnissen zu rechnen, die in die Zeit vor der Stadtent-

⁶⁰⁾ Strn. S. 90 Nr. 142 b.

⁶¹⁾ UB. II 419 S. 423 Z. 14 v. u., Strn. S. 110 Nr. 215.

⁶²⁾ Strn. S. 14, 41/2, 109 Nr. 210.

⁶³⁾ Strn. S. 70 Nr. 69, 103 Nr. 192, 136 Nr. 292.

stehung zurückreichen, wenn nicht das sehr späte Auftreten dieses Strn., der zuerst 1479 nachweisbar ist, stutzig machen würde. Deshalb besteht — zumal im Hinblick auf andere ähnliche Fälle — ebenfalls die Möglichkeit, die Straßenbezeichnung so zu erklären, daß sie scherzhaft gemeint und als Gegensatz zu dem Namen „zur Himmelpforte“ für die Niederlassung der Augustinereremiten gedacht ist.

Fassen wir das vorstehend Ausgeführte zusammen, so muß m. E. eingeräumt werden, daß von abschließenden Ergebnissen auf dem Gebiet der vergleichenden Strn.-Forschung noch nicht die Rede sein kann. Zwar lassen sich gewisse zusammenhängende Gruppen von Namen beobachten, aber es zeigte sich auch, daß der gleiche Namen sehr verschieden zu deuten ist, ein Vorgang, der namentlich dann eine Rolle spielen wird, wenn an demselben Orte die nämliche Bezeichnung an mehreren Stellen gebraucht wird. Daraus erhellt, daß die lediglich auf sprachliche Argumente gestützte Wortdeutung häufig nicht zum Ziele führt. Ganz abgesehen davon, daß sich hierbei unter Umständen Schreib- oder Lesefehler störend bemerkbar machen, können auch sonst im Einzelfalle der Anwendung des vergleichenden Verfahrens aus anderen Gründen, etwa im Hinblick auf die Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse, den Mehrfachsinne der gebrauchten Ausdrücke oder die Dürftigkeit der urkundlichen Überlieferung, Schranken gesetzt sein. Immerhin darf aber vielleicht gesagt werden, daß sich mit Hilfe der von Feit befolgten, in erster Linie kulturgeschichtlich eingestellten Methode der Blick öffnet für aufschlußreiche Beziehungen und daß so für manche Bestände von Strn. Erkenntnisse zu erzielen sind, die auch für die Strn. bisher nicht berücksichtigter Gemeinwesen Nutzen versprechen.

d) Verwendung anderer Hilfsmittel, vor allem auf sprachwissenschaftlichem Gebiet.

Außer der vergleichenden Straßennamenforschung gibt es noch sonstige Bezirke der Sprachwissenschaft, die der Arbeit im örtlichen Rahmen Unterstützung zu gewähren vermögen. Ich denke

dabei vornehmlich an die übrigen Zweige der Namenforschung, wie sie uns in Gestalt der Haus-, Flur- und Ortsnamenforschung, z. T. auch der Familiennamenforschung entgegenreten.

Auf die Wichtigkeit der Hausnamen für die Entstehung der Straßennamen ist schon öfters aufmerksam gemacht worden. Sie erhellt sehr eindrucksvoll aus der schönen Preisschrift von E. Grohne „Hausnamen und Hauszeichen, ihre Geschichte, Verbreitung und Einwirkung auf die Bildung der Familien- und Gassennamen“⁶⁴).

Neben den Hausnamen sind es sodann die Flurnamen, die wegen ihres Einflusses auf die Formung der Strn. zu beachten sind und bei denen ich namentlich die rechtlichen Flurnamen erwähnen möchte⁶⁵). Es mag in dieser Verbindung zurückgegriffen werden auf das, was vorstehend über die Rosenstraßen und Rosengassen gesagt ist. Weitere Belege bieten die ebenfalls schon erwähnten, mit Kat-, Katze, Katten- und ähnlichen Wörtern zusammengesetzten Straßenbezeichnungen sowie der überaus häufig auf niederdeutschem Boden in ländlichen Verhältnissen, aber auch bei städtischen Wegezügen gebrauchte Ausdruck Ovelgönne, die beide Sonderuntersuchungen rechtfertigen würden. Bei den Ortsnamen ist des nahen Zusammenhanges zu gedenken, der nicht selten zwischen ihnen und den städtischen Straßennamen obwaltet.

Hierzu ist noch zu bemerken, daß über die angeführten Strn. hinaus gerade Goslar eine Anzahl von Beispielen bietet, bei denen Haus-, Flur- und Ortsnamen die Prägung der Strn. beeinflußt haben. Dabei liegt die Sache aber so, daß es sich nicht um völlig scharf von einander geschiedene Gruppen von Namen handelt, sondern daß Übergänge von einer Gruppe zur andern vorkommen, etwa so, daß Hausbezeichnungen, die namengebend gewirkt haben, ihrerseits schon auf Flurnamen beruhen, oder daß im Einzelfalle unsicher bleibt, ob ein Strn. aus einem Flurnamen, einem

⁶⁴) Göttingen 1912.

⁶⁵) S. hierzu E. Frh. v. Künßberg, Flurnamen und Rechtsgeschichte, Z²RG. 51 (1931), S. 93—110 (auch als Buchausgabe 1936 erschienen).

Ortsnamen oder aus einem Personennamen — mit den Familiennamen müssen wir uns noch beschäftigen — erwachsen ist. Umfassendere Erörterungen in dieser Hinsicht anzustellen, ist für unsere Zwecke nicht erforderlich. Es genügt, wenn in mehr grundsätzlicher Weise die Probleme, um die es sich hier dreht, gestreift und wenn zu ihrer Veranschaulichung einige weitere Beobachtungen herangezogen werden, auf die das Goslarer Material den Blick lenkt.

So liefert für Goslar ein kennzeichnendes Beispiel der Name der heutigen Sommerwohlenstraße. Er steht in Verbindung mit einem Hause „Zur Wonne (Sommerwonne)“, das auf eine, auch aus anderen Quellen zu erschließende Gartengegend in seiner Umgebung deutet. Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts treten dann Bezeichnungen wie Sommerwullenstraße, Sommerwohldischestraße, gelegentlich sogar Worenstraße und Sommerkornstraße auf, bis sich die jetzige Straßenbezeichnung Sommerwohlenstraße durchsetzt⁶⁶⁾. Ein zweiter Fall ähnlicher Art liegt vor bei der Gundenstraße, die wohl benannt ist nach einem im Besitz einer Familie Gunder (Gunner, Gundke) befindlichen Grundstück „de Guntkenborch“⁶⁷⁾. Weiter mag hingewiesen werden auf einen in Goslar ebenfalls bezeugten, sich auf einen Flurnamen gründenden Hausnamen, der anderwärts zum Strn. geworden ist und der das Haus „zur Helle (Hölle, de Inferno)“ an der unteren Bergstraße betrifft. Zu dem Namen äußert sich eine Untersuchung über Soest dahin: „Helle, zeitweilig auch Hölle scheint ursprünglich ein Flur- oder Gemarkungsname zu sein, der erst später sekundär auf Siedelungen und Straßen übertragen ist⁶⁸⁾.“

Endlich mag in diesem Zusammenhang noch gedacht werden einer merkwürdigen Bezeichnung, die an einer der in Goslar in großer Zahl vorhandenen Badstuben (Stoben) haftet, dem sogen. Logenbenkestoben. Der Name dürfte zurückgehen auf eine „Lügenbank“, einen zur Ausstellung von Verleumdern bestimmten flachen Stein, wie er auch in anderen norddeutschen Städten, z. B.

⁶⁶⁾ Strn. S. 36/7, 129 Nr. 281, 147 Nr. 331.

⁶⁷⁾ Strn. S. 81 Nr. 103, 104. Eine Guntekenborch kommt auch in Quedlinburg vor (U.B. Quedlinburg II 247 ³² (nach 1325).

⁶⁸⁾ Strn. S. 82 Nr. 110. S. ferner S. 83 Nr. 111 „am (im) Hellhofe“.

in Hamburg und Lübeck, begegnet und zuweilen mit dem Namen Finkenstein belegt ist. In Lüneburg werden für ihn die Bezeichnungen loghenbank (lōgenbanck) und vinckensteyn nebeneinander gebraucht ⁶⁹⁾.

Soweit es sich um die mit Personennamen gebildeten Straßenbezeichnungen dreht, ist Bezug zu nehmen auf die Ergebnisse der Familiennamenforschung, die vor allem von Belang für die Orte sind, bei denen auf Personenbezeichnungen zurückzuführende Strn. stärker hervortreten, wie es wiederum bei Goslar der Fall ist. Bei ihnen zeigen sich erhebliche Schwierigkeiten infolge des beständigen Wechsels in der Schreibweise der Namen. Mag der letztere oft genug auch einfach eine Folge mangelhafter Gewandtheit der Schreiber oder bloßer Willkür sein, so glaube ich doch nicht, daß allein auf diesem Wege die Umgestaltung und Entstellung der mit Familiennamen gebildeten Straßennamen zu erklären ist. Es dürfte sich vielmehr zugleich um gewisse Gesetzmäßigkeiten handeln, die aufzudecken sowohl nach der sprachgeschichtlichen wie der volksethymologischen Seite hin vielleicht einen lohnenden Vorwurf abgeben würde.

Einer Erläuterung des Gesagten mag dienen die Art und Weise, wie sich in Goslar die Vogtstraße (Vogt-Konradstraße) im Frankenberger Bezirk über Zwischenformen wie Vochs Straße, Fhostraße, Vosstraße zur Fuchsstraße und diese wieder zur heutigen Forststraße umgewandelt hat, wie derselbe auch als Eyslingstraße vorkommende Wegezug, der einem benachbarten Vorwerk „gheheten de Eselinghe“ seine Entstehung verdankt, einerseits zur Eslinge, Neselinges, Deslinge oder Deislinge Strasse, andererseits zur Ebering- und Ebelingstraße umgebildet wird, wie endlich sich aus der Wipeling (Wopeling)-Straße als Vorläuferin der heutigen Piepmäkerstraße eine Willering- (Willerding-, Wullerling-, Willge-, Willterding-) Straße entwickelt und wie bei ihr auch noch Formen wie Winderligenstrate und Neinderlingschestrategie zu beobachten sind. Noch ein weiterer Gesichtspunkt drängt sich hier auf. Nachdem die Namenforschung, insbesondere im Bereich der Familiennamenforschung, in den letzten Jahrzehnten eine Reihe

⁶⁹⁾ Strn. S. 99 Nr. 176, 132 Nr. 288 d.

wertvoller neuer Einsichten erzielt hat ⁷⁰⁾, dürfte es geboten sein, auch die hier gewonnenen Erkenntnisse, z. B. in Ansehung der zeitlichen Abfolge bestimmter Namensschichten und des bei ihnen wahrzunehmenden Bedeutungswandels, für die Strn.-Forschung in gesteigertem Ausmaß nutzbar zu machen.

IV. S c h l u ß .

Damit stehe ich am Ende meiner Ausführungen. Wie nachdrücklich betont werden soll, sind sie keineswegs als abschließend gemeint, um so weniger, als ich mich in vielen Punkten damit begnügen mußte, lediglich Andeutungen und Anregungen zu bieten, über deren Verfolgbarkeit zunächst die Sprachwissenschaft zu entscheiden hat. Immerhin scheint es mir, daß es nicht ganz abwegig ist, in die Strn.-Forschung auch Bereiche stärker einzubeziehen, bei denen andere Wissenszweige, namentlich die geschichtliche und die rechtsgeschichtliche Forschung, zur Lösung von Zweifelsfragen beitragen können, denen mit einer rein philologischen Betrachtungsweise nicht beizukommen ist. Und es ist kaum zu gewagt, wenn ich der Ansicht Ausdruck gebe, daß es sich bei der Strn.-Forschung um ein Gebiet handelt, bei dem im Zusammenwirken mit den genannten Disziplinen noch Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntnis zu erzielen sind, die zu neuen Fragestellungen den Anstoß zu gewähren und in einigen bisher weniger beachteten Richtungen die Strn.-Forschung vielleicht sogar umfassend voranzutreiben vermögen.

⁷⁰⁾ Vgl. A. G ö t z e , Grundsätzliches zur Namenforschung, besonders zu den deutschen Familiennamen, Zeitschr. f. deutsche Bildung 4 (1928), S. 399 f.

Vorträge der Gießener Hochschulgesellschaft.

Die Gießener Hochschulgesellschaft veranstaltete im Jahre 1948 folgende Vorträge:

Dr. Albert M. Koeniger, o. ö. Prof. emer. der Universität Bonn (z. Z. in Augsburg 3, Ebner Str. 5/I) sprach am 8. Mai: Über „Typik und Symbolik am Beispiele des romanischen Kirchenportals in Großen Linden“.

Dr. de Rudder, o. Prof. der Universität Frankfurt a. M., Direktor der Kinderklinik, sprach am 8. Juli über „Die epidemische Kinderlähme“.

Dr. G. F. Hartlaub, früher Direktor der Mannheimer städtischen Kunsthalle, jetzt Honorar-Professor an der Universität Heidelberg (Schloß Wolfsbrunnenweg 68) sprach am 10. Mai über „Das Rätsel von Dürers Melancholie und verwandte Kunstwerke der Renaissance (H. Baldung, Giorgione, Rafael, Michelangelo u. a.).“

Dr. Weitz, o. ö. Prof. der Chemie (Justus-Liebig-Hochschule, Gießen) sprach gelegentlich der Jahresversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft über „Isotope Verbindungen und ihre Bedeutung für Biologie und Medizin“.

Die Redner hatten die Güte folgende Berichte über ihre Vorträge uns zu überlassen.

Dem Stoffgebiet des von Prof. Koeniger gehaltenen Vortrages entstammt der für dieses Heft gütigst überlassene Aufsatz (s. o. S. 42).

Prof. Dr. A. M. Koeniger (Bonn):

„Typik und Symbolik am Beispiel des romanischen Kirchenportals in Großen Linden.“

Der Vortragende behandelte in einem I. Teil Begriff, Methode und Zweck der Ikonographie als der „Wissenschaft von der

Beschreibung und Deutung alter, redender Bildwerke.“ — In dem II. Teil brachte er eine gedrängte Übersicht über das Einschlägige aus der Geschichte Großen Lindens: über „Linden“ als Ur- und Großpfarrei des weiten Hüttenberggebietes, über die Missions-tätigkeit des hl. Bonifatius († 754) als Apostels gerade auch Hes-sens, über die Entstehung der Lindener Kirche als Holzbau, dann als Steinbau rund um 1000, über das zuerst einfache Portal dieser Kirche und dessen zwei Löwen, die hernach an dem neuen Figu-renportal von rund 1170/80 verwendet wurden, über seine Verle-gung von der Südmauer der Kirche an deren Westfront ca. 1500, wo es heute noch zu sehen ist. Dann besprach Koeniger ebenso kurz die kulturellen Verhältnisse unter Hinweis auf den Götter- und Christenglauben, auf die Heiligenverehrung, besonders die des Bonifatius und Wenzel, und auf den Einfluß des für jenes Gebiet damals zuständigen Erzbischofs von Trier und seines Archidia-kons, namentlich durch deren jährlich zweimalige Abhaltung des Sendgerichts in der Großen Lindener Mutterkirche. — Im III. Teil gab Koeniger an der Hand von Lichtbildern die seit rund 150 Jah-ren vergeblich gesuchte L ö s u n g der Rätsel, was das Figürliche am Gr. Lindener Kirchenportal zu bedeuten habe. Alle, sagt er überzeugend, bezögen sich auf den kirchlichen Schutz für die Bewohner des Hüttenberggebietes; das sei die Einheitsidee: so die Bogenbilder auf das Leben des hl. W e n z e l s als himmlischen Fürbitters, so aber auch die Pfeilerbilder in einer Art hierarchischer Ordnung: l i n k s (vom Beschauer) die h ö h e r e n Gewalten, des Diözesanbischofs, des Kirchenvogts, des Bonifatius als heiligen Fürsprecher bei Gott, r e c h t s die l o k a l e n Gewalten, der Ortsgeistlichkeit insgemein mit ihrer Beschwörungs- und Segens-gewalt, des Ortpfarrers als Leiters der Gemeinde, des Türhüters als Wächters für das Kirchengebäude; die beiden Adler seien die Symbole für die Herrscher- und besonders die Gerichtsgewalt, hier des Sendgerichts, das die Bestrafung der Missetäter vornahm und damit auch den Guten ihnen gegenüber, doch auch dem kirch-lichen Gemeinwohl überhaupt Schutz gewährte.

Prof. Dr. de Rudder (Frankfurt a. M.):

„Die epidemische Kinderlähme.“

Der Vortragende versucht das klinisch, ätiologisch und epidemiologisch bisher Bekannte in kurzem Rahmen zu erläutern. Die erst im Laufe dieses Jahrhunderts in größeren Epidemien aufgetretene Krankheit, die sich vorwiegend als Entzündungsfolge in der grauen Substanz der Vorderhörner des Rückenmarks abspielt, ist erst 1909 als Viruserkrankung erkannt. Ihre kaum in Erscheinung tretende Kontagiosität kommt dadurch zustande, daß die Lähmung eigentlich nur als Sonderfall der Krankheit auftritt, während sie ungleich häufiger lähmungsfrei verläuft. Die moderne, mit neuen Methoden betriebene Virusforschung, die Möglichkeit, die Krankheit nunmehr auch auf ein Versuchstier (Baumwollratte) zu übertragen, die Entdeckung einer Modellkrankheit von Mäusen (Theiler 1937) haben eine Anzahl grundlegender Feststellungen über das Virus zwar bisher ergeben, doch sind die Befunde bis heute noch schwer zu deuten. Neben dieser Virusforschung ist das Problem der Krankheitsdisposition und damit die Epidemiologie der Krankheit nicht zu vernachlässigen, wie sich ja oft bereits gezeigt hat, daß selbst genaue Kenntnis des Erregers einer Seuche noch keineswegs alle Fragen ihres Auftretens und ihrer Bekämpfung beantwortet. Das dispositionelle Problem bei der Kinderlähme zeigt sich in der erhöhten Gefährdung nach Überanstrengung, Durchnässung, Operationen, dann aber auch in dem selten ausgeprägten Sommergipfel aller Epidemien, in ihrer fast ausschließlichen Beschränkung auf die gemäßigten Zonen und einer in den letzten Jahrzehnten beobachteten Verschiebung des Erkrankungsalters nach dem Erwachsenenalter hin.

Prof. Dr. G. F. Hartlaub (Heidelberg):

„Die geistige Welt von Dürers ‚Melancholie‘.“

Dürers berühmtes Blatt, einer seiner drei sogenannten Meisterstiche aus den Jahren 1513/14, gehört zu den rätselhaftesten Werken unseres klassischen Kunstbesitzes. Der Vortragende beschäf-

tigte sich mit den zahlreichen Deutungen — deren Abfolge schon an und für sich einen lehrreichen Beitrag zur neueren Geistesgeschichte darstellt. Heute weiß man, daß die richtige Sinngebung nur aus dem Eindringen in das gewonnen werden kann, was wir den „höheren“, esotischen Aberglauben des Renaissance-Humanismus nennen müssen. Vorher stand der Umstand im Wege, daß die allzubildeten Erklärer des 19. Jahrhunderts eine Scheu hatten, den großen Meister mit Vorstellungen okkultistischen, heute als überwunden geltenden Inhalts in Verbindung zu bringen, daß man vielmehr nur eine Erklärung für möglich hielt, die mit der gereinigten Ideologie des philosophisch-kritisch aufgeklärten Zeitalters einigermaßen vereinbar ist und die uns erlaubt, heute noch wertbetonte Erfahrungen in Dürers Werk wiederzufinden.

Da der Kupferstich ausdrücklich die Bezeichnung „Melencolia I“ trägt, haben ältere Interpreten (ein Sandrart, Heller, Thausing, Springer) immerhin nicht verkannt, daß es sich um einen illustrativen Beitrag zur *Temperamentlehre* handeln muß, zur Doktrin von den vier Komplexionen (Säftemischungen), die bereits in der Antike, bei den Ärzten Hippokrates, Galen, aber auch bei den Philosophen Platon, Aristoteles eine Rolle spielt. Aus Kalenderwerken sind uns die Folgen der vier Temperamente wohl bekannt; Dürer selbst hat, auf Grund alter Überlieferungen, seine berühmten Vier Apostel zu Vertretern dieser typischen Geblüts- und Gemütsarten gemacht. Da man mit Recht in Dürers allegorischer Frauengestalt eine Personifikation der Melancholie sah, lag es nahe, nach Verkörperungen der drei anderen Komplexionen als Seitenstücken zu suchen — um so mehr, als der Meister seiner Inschrift „Melencolia“ eine römische I hinzugefügt hat. Man hat natürlich die beiden anderen Meisterstiche „Hieronymus im Gehäus“ und „Ritter, Tod und Teufel“ in diesen Zusammenhang bringen wollen: ersteres Blatt für die phlegmatische, letzteres entweder für die sanguinische oder für die choleriche Anlage. Ein viertes Blatt war freilich nicht nachzuweisen. Andere haben wenigstens eine Zweiergruppe aus dem Hieronymus und der Melancholie machen wollen. Doch alle diese Versuche sind als ge-

scheitert zu betrachten — zumal nachweislich Dürer selbst die Blätter nicht zusammen verkauft hat.

Blieben alle diese und ähnliche an die Temperamentslehren anknüpfenden Deutungsversuche immerhin diskutabel, so verloren die späteren, indem sie immer mehr von einem ausgesprochen modernen Bildungshorizont aus urteilten, völlig den historischen Boden unter den Füßen. Lippmann zum Beispiel sah einfach von der Aufschrift ab und wollte stattdessen die drei Stiche als Verkörperungen der *virtutes morales, intellectuales und theologicales* nehmen, wie sie Gregor Reisch zu Dürers Zeiten in seiner damals vielgelesenen „*Margarita philosophica*“ zu einer Dreiheit vereinigt hatte. Wenn Lippmann damit immerhin auf zeitgenössische Quellen sich berufen konnte, ging der berühmte Ästhetiker Konrad Lange so weit in seiner völlig anachronistischen Exegese, daß er im Hieronymus eine Verkörperung des Humanismus, in der Melancholie eine Anspielung auf Kopernikus, in Ritter, Tod und Teufel gar auf Luther sehen wollte (der „*miles christianus*“ des Erasmus). Zwischen Hieronymus und Melancholie sah er etwa den Unterschied von „humanistischem und Realgymnasium, Universität und Polytechnikum!“

Auch Paul Weber (um 1900) wollte nicht die klassische Melancholie, sondern höchstens den modernen „Weltschmerz“ feststellen. Um seine Personifikation versammeln sich, vergleichbar etwa mit den Personen, die sich auf Rafaels „Schule von Athen“, dem Bibliotheksbild des Vatikan, um Plato und Aristoteles schaaeren, die symbolischen Attribute der „*litterae saeculares*“ (Trivium, Quadrivium, *Artes mechanicae*) — was freilich nur mit angestrengtesten Deutungen der einzelnen Gegenstandssymbole „bewiesen“ werden konnte. Diesen weltlichen Wissenschaften, die keine Freude, sondern eben nur Unlust und Weltschmerz bringen können — etwa im Sinne des ersten Faustmonologes —, stellt unser Gewährsmann im Hieronymus die Freude bringenden geistlichen Wissenschaften, „*litterae divinae*“, gegenüber — so wie im Vatikan dem genannten Wandbild die *Disputa* sich zugesellt.

Allen diesen — pseudohistorischen oder einfach „modernistischen“ — Erklärungsversuchen machte ein neuer geistiger Impuls

ein Ende, der zunächst von Giehlow (1903) ausging, dessen lichtbringenden Vermutungen dann aus dem Kreise der Schule Aby Warburgs, nämlich von den Forschern Panofsky und Saxl, Bestätigung und Ergänzung kam. Zunächst griffen sie wieder auf den Temperamentsbegriff zurück und verwiesen darauf, daß das Altertum neben bloß medizinischen Vorstellungen von der Melancholie als Krankheit auch eine höhere Melancholie gekannt hat („omnes ingeniosos melancholicos esse“ sagt Cicero, der dem Melancholiker „aliquid praesagium atque divinum“ nachrühmt). Ebenso entscheidend war, daß jetzt die alte Lehre von den Komplexionen mit der Astrologie, dem Stern-Aberglauben, zusammengehen würde. Dürer selbst hat geschrieben, daß man wohl eine Bildnis machen könne, „der der Saturnus so recht aus den Augen schaut.“ Die Melancholie insbesondere ist eine Influenz des Planeten Saturn (Kronos, Chronos), der den Massen der in seinem Zeichen geborenen Personen freilich nur niedere, herabziehende und lähmende Schwermut (acedia) verleiht, ja sie, nach der Vulgärlehre der Kalenderweissagung, sogar ins Gefängnis und an den Galgen bringt, der jedoch seinen höheren, auserwählten „Kindern“ jene faustische, geniale Melancholie spendet. Der Humanist am Medicäerhof, Marsilio Ficino, hatte diese astrologisch-esoterische Lehre verbreitet. Pirkheimer, Dürers Freund und humanistisches Orakel, war sie vertraut. Aber schon das spätere Mittelalter hatte die höhere saturnische Schwermut gekannt; Peter von Abano, der stauische Faust, inspirierte einen Giotto bei seinem verlorenen astrologischen Freskencyklus in Padua (von dem Dürer immerhin eine freie Kopie hat sehen können) mit einer besonderen Saturn-Mystik der genannten Art.

Erst damit war das richtige historische Fundament zur Lösung des alten vielumstrittenen Dürer-Problems betreten. Es handelt sich um eine Verkörperung jener höheren saturnischen Melancholie und die zahlreichen allegorischen Attribute, die den „Engel der Schwermut“ umgeben, müssen diejenigen höheren „Künste“ bezeichnen, welche Saturn verleiht und in denen die Melancholie schöpferisch werden kann. Gleichzeitig aber scheint das Blatt vor den Schattenseiten, vor den depressiven Gefahren auch der

höheren Melancholie zu warnen; vielleicht auch Andeutungen zur Heilung von den Nachtseiten der Schwermut zu geben — also ein Warnungs- oder ein Trostbild zu sein für den Adressaten, vielleicht auch beides.

Im Einzelnen bleiben freilich noch immer viele strittige Punkte. Hartlaub glaubt neben den von Saxl und Panofsky in den Vordergrund gerückten Attributen der „saturnischen Meßkunst“, also von „Maß und Zahl“, denen ja Dürers tiefstes Streben als Künstler in der Tat gegolten hat, auch eine Reihe von Allusionen auf die höhere Läuterungskunst nachweisen zu können, die esoterische Alchemie, welche gleichfalls dem Saturn unterstand und eine melancholische Natur voraussetzte. Spuren alchemistischer Mystik lassen sich bei Dürer neben den astrologischen Temperamentsvorstellungen auch anderweitig nachweisen. Damit würde der Kupferstich unseres Meisters, wie noch manches andere Kunstwerk der Renaissance (Giorgione!), gewissermaßen zur Vorgeschichte einer Geistesströmung gehören, die man hundert Jahre später die „rosenkreuzerische“ nennen, und aus der, nach weiteren hundert Jahren, das eklektische Bundeswesen der Freimaurerei mit ihren halb aufgeklärten, halb magistischen Neigungen hervorgehen sollte.

Bericht über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft.

am 2. Oktober 1948, 17 Uhr, im Kunstwissenschaftlichen Institut Gießen.

Der Vorsitzende des Vorstandes, Herr Professor Dr. Eger, eröffnet die Versammlung um 5 Uhr nachmittags und begrüßt zunächst die erschienenen Mitglieder, besonders S. Magnifenz, den Rektor der Hochschule, Herrn Professor Dr. Rolfes, ferner Herrn Professor Dr. Bürker, der, in Tübingen wohnhaft, als altes Mitglied der Hochschulgesellschaft und früherer langjähriger Gießener Dozent es sich nicht hatte nehmen lassen, bei seinem Aufenthalt in Gießen auch die Versammlung zu besuchen.

Zu Punkt 1 der Tagesordnung: Geschäftsbericht des Vorstandes für 1947, führt der Vorsitzende folgendes aus: Er gedenkt zunächst der verstorbenen Mitglieder:

Dr. van Bentheim
Prof. Dr. Falkenberg
Dr. med Karl Ploch
Pfarrer Georg Ritter, Laubach
Freiherr von Löw
Dr. med. Adolf Weyl
Prof. Dr. Decker, Alsfeld.

(Die Anwesenden erheben sich zum Gedächtnis der Verstorbenen von ihren Sitzen.) In der letzten Hauptversammlung vom 1. November 1947 wurde u. a. eine neue Satzung beschlossen, die verwaltungsmäßig eine wesentlicher Vereinfachung gebracht hat. Die HG wird jetzt lediglich durch ihren Vorstand geleitet, der in der letzten Hauptversammlung gewählt wurde. Der frühere Verwaltungsrat ist fortgefallen.

Der Vorstand hat gemäß § 8 der Satzung zu seinem Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Eger gewählt und zu seinem Stellvertreter Herrn Ludwig Rinn, zum Schatzmeister Herrn Bankdirektor Bleyer und zu seinem Stellvertreter Herrn Professor Dr. Küster.

In der Vorstandssitzung vom 21. November 1947 wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt:

Herr Bankdirektor Ludwig Grießbauer
Herr Dr. ing. Ernst Leitz,
Senior-Chef der Fa. Ernst Leitz GmbH. Wetzlar
Herr Ludwig Rinn i. Fa. Rinn & Cloos A.G.

in Anerkennung ihrer langjährigen Mitgliedschaft, ihrer uns stets durch Rat und Tat bewiesenen Hilfe und ihres Interesses, das sie uns immer entgegengebracht haben.

Am 1. Januar 1947 belief sich die Zahl unserer Mitglieder auf 360
Ausgeschieden sind durch Tod, Austritt und unbekannt verzogen 61
neu eingetreten in 1947 30
so daß Ende 1947 ein Bestand von 329
verblieb. Die verhältnismäßig große Zahl der Ausgeschiedenen ist zum Teil dadurch zu erklären, daß es erst geraume Zeit gekostet hat, unsere Mitgliederliste in Ordnung zu bringen. Die Kriegs- und Nachkriegszeit hat Veränderungen gebracht, die wir erst im Laufe der Zeit feststellen konnten.

Im Jahr 1948 können wir wieder einen erfreulichen Mitgliederzuwachs verzeichnen, über den im nächsten Jahr berichtet werden wird.

Die Mitgliederbeiträge haben ergeben: 1944 RM 3185,—
1945 RM 2629,—
1946 RM 4414,—
1947 RM 13635,—

ohne zum Teil sehr erhebliche Sonderbeiträge.

Die starken Schwankungen ergeben sich einmal daraus, daß zeitweise sehr erhebliche Beitragsrückstände vorhanden waren, die infolge der Zeitverhältnisse erst allmählich hereingeholt werden konnten, und schließlich auch daraus, daß mit dem Absinken des Geldwertes die Zahlungsbereitschaft größer wurde.

Unsere Zuwendungen waren nur gering, obwohl es an einer Bewilligungsfreudigkeit nicht gefehlt hat. Die Anträge gingen deshalb nur in kleiner Zahl ein, weil mit der Entwertung des Geldes die Möglichkeiten, Anschaffungen zu machen, mehr und mehr schwanden. Die Institute und Lehrkräfte unserer Hochschule brauchten zwar dringend Lehrmittel und Geräte, wissenschaftliche Werke usw., es war aber schließlich nicht mehr möglich, etwas zu erhalten, da das Geld praktisch seine Kauffunktion verloren hatte.

Es wurden bewilligt für das botanische Institut RM 1000,—
an Herrn Professor Dr. Frölich für Druckstöcke zu einer
Veröffentlichung des Aufsatzes „Rechtsdenkmäler
des deutschen Dorfes“ RM 211,—
an das Studentenwerk als Beihilfe für seine Aufgaben
im Interesse der Studentenbetreuung RM 3000,—

Wir haben es für eine vordringliche Aufgabe gehalten, dafür zu sorgen, daß soviel wie möglich für die Studierenden unserer Hochschule getan wird, damit eine wichtige Voraussetzung für das Studium in Gießen erfüllt wird. Das Studentenhaus befindet sich im Wiederaufbau, der ge-

rade in letzter Zeit sehr erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Wir hoffen, auf diese Weise eine Anzahl von Unterkunftsräumen für die Studenten schaffen und auch die Mensa in Kürze wieder in das Haus verlegen zu können. Das ganze Gebäude konnte bisher zwar noch nicht freigegeben werden, da es zum Teil noch von der Stadt für Flüchtlingsbetreuung beansprucht wird. Eines Tages wird es aber hoffentlich in ganzem Umfang seiner eigentlichen Bestimmung wieder zur Verfügung stehen.

Ferner wurde für den Wiederaufbau der Nervenklinik ein Darlehen gegeben in Höhe von RM 24 000,—, das in 1948 wieder zurückgezahlt wurde. Der Kredit wurde benötigt, weil die Staatsgelder nicht rechtzeitig eingingen und die Bauarbeiten keine Verzögerung erleiden sollten.

Das Nachrichtenheft für 1948 (Band 17) ist inzwischen erschienen. Es ist diesmal besonders umfangreich und wird hoffentlich wieder allgemeines Interesse finden. Von der Versendung an die Gießener Mitglieder müssen wir im Interesse der Kosten- und Materialersparnis Abstand nehmen. Die Mitglieder können es am Schalter der Mitteldeutschen Creditbank gegen Vorweisung der Mitgliedskarte kostenlos in Empfang nehmen. Wir freuen uns, daß wir so auch unseren Mitgliedern eine kleine Gegenleistung bieten können für ihre uns bewiesene Anhänglichkeit. Die Redigierung ist durch Herrn Professor Dr. Küster erfolgt, der sich damit eine sehr große Arbeit gemacht hat. Ich möchte ihm dafür an dieser Stelle besonders danken. Auch die in diesem Jahr wieder veranstalteten Vorträge sind seiner Initiative und seinen Bemühungen zu danken.

Unter den Ausgaben ist noch ein Betrag von rund RM 3600,— zu verzeichnen, der notwendig wurde für besondere Arbeiten, die die HG glaubte übernehmen zu sollen im Zusammenhang mit Fragen der Universität und ihrer Nachfolge. Durch Rückzahlung im Jahre 1948 hat sich dieser Betrag um ca. RM 1900,— ermäßigt.

Über den Rechnungsbericht im einzelnen folgen noch nähere Angaben durch den Schatzmeister. Die Prüfung des Berichtes ist durch Herrn Direktor Griebbauer erfolgt und hat keine Beanstandungen ergeben. Wenn wir auch mit einem verhältnismäßig ansehnlichen RM-Betrag in die Währungsumstellung hineingegangen sind, so sind uns doch nur geringe Mittel verblieben, mit denen wir zu wirtschaften haben, und der Eingang von Unterstützungsanträgen ist wieder größer geworden. Ich kann unter diesen Umständen unsere Mitglieder nur sehr nachdrücklich bitten, uns weiter die Treue zu halten und für uns zu werben, damit unsere Gesellschaft wieder stärker wird und ihre Aufgaben erfüllen kann im Interesse unserer Hochschule, unserer Studenten, denen zu helfen wir uns ganz besonders angelegen sein lassen wollen.

Nach einem kurzen Bericht über die medizinische Akademie, mit deren Eröffnung demnächst gerechnet werden kann, schließt der Vorsitzende seinen Bericht.

Zu Punkt 2 der Tagesordnung erstattet der Schatzmeister, Herr Bankdirektor Bleyer, den Kassenbericht für das Jahr 1947, der sich aus der Anlage ergibt.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung: Die Versammlung erteilt dem Vorstand Entlastung.

Zu Punkt 4 der Tagesordnung: Verschiedenes.

Es meldet sich zunächst der neue Rektor der Hochschule, Herr Professor Dr. Rolfes und betont, daß die HG außerordentlich erfolgreich gewesen ist. Er dankt namens der Kollegen und Studierenden für die wertvolle Hilfe, die die HG zur Förderung der Hochschule geleistet hat, besonders Herrn Professor Eger, der als „Studentenvater“ seinem Namen Ehre gemacht hat. Er weiß, daß die Not groß ist und daß auch die Leistungen der HG unter den heutigen Verhältnissen nur bescheiden sein können, aber Hilfe sei nötig und auch für bescheidene Unterstützungen wird man dankbar sein.

Herr Professor Dr. Küster hält eine Werbung der HG in größerem Umfang für erforderlich. Er schlägt vor, nach Eröffnung des Studentenhauses eine für die Teilnehmer kostenfreie Werbeveranstaltung in diesem stattfinden zu lassen, bei der der erste Vortrag im Wintersemester als Werbeaktion aufgezogen werden sollte.

Herr Direktor Bleyer weist auf die Veränderung der Kassenverhältnisse hin, die sich nach der Geldumstellung ergeben haben. Die Mittel der HG seien dadurch stark beeinträchtigt worden. Die umfangreiche Werbung in 1948 habe zwar Erfolge in Bezug auf die Mitgliederzahl gebracht, materiell aber wirke sich das nur geringfügig aus, so daß versucht werden müsse, durch eine weitere Werbung, vor allem in finanzkräftigen Kreisen, neue Mittel hereinzubekommen, um so mehr, als die veränderte Lage vieler Mitglieder nach der Geldumstellung auch eine Anzahl von Austritten zur Folge gehabt hat. Er gibt die Anregung, auch im Ausland bei bekannten Freunden von Gießen für die HG Förderer zu suchen.

Herr Professor Dr. Bürker appelliert an die alten Gießener, die hier studiert haben und empfiehlt, auch an diese heranzutreten, soweit sie der HG noch nicht angehören.

Herr Professor Eger beschließt die Sitzung, indem er der Hoffnung Ausdruck gibt, daß die materiellen Schwierigkeiten überwunden werden und daß die HG mit der Zeit wieder stärker und leistungsfähiger wird und ihre Aufgaben im Interesse unserer Hochschule weiter erfüllen kann.

Anschließend hieran fand dann im Chemischen Institut ein Vortrag von Herrn Professor Dr. Weitz statt über das Thema: „Isotope Elemente

und ihre chemische und biologische Anwendung“, zu dem sich eine stattliche Anzahl von Gästen auch aus Nichtmitgliederkreisen eingefunden hatte. Der Redner behandelte in seinen Ausführungen ein aktuelles Thema, in dem er sich über „schweres Wasser“, natürliche und künstliche radioaktive Stoffe und deren Verwendung zur Verfolgung biochemischer Vorgänge im gesunden und kranken Organismus sowie als Spurensucher äußerte.

Er fand mit seinem Vortrag großes Interesse und erntete reichen Beifall.

Rechnungsbericht für das Jahr 1947.

E i n n a h m e n

Saldovortrag aus 1946	RM 102 886,—
Mitgliedsbeiträge einschl. rückständiger	13 635,—
Sonderbeiträge	365,—
aus Vorträgen	572,60
aus Verkauf von Schriften	523,30
aus Rückvergütung von Porto und Spesen	22,40
	RM 118 004,30
	RM 118 004,30

A u s g a b e n

Verwaltungskosten	RM 628,50
Zuwendungen	4 211,—
Kosten für Sekretär	3 629,10
Darlehen an Klinische Universitätsanstalt *)	24 000,—
Druckkosten für „Nachrichten 1947“	1 453,50
Drucksachen, Plakate, Zeitungsanzeigen, Porti, Bankspesen und sonstige Unkosten	580,20
Saldo	83 502,—
	RM 118 004,30
	RM 118 004,30

Das Gesamtvermögen berechnet sich wie folgt:

Bankguthaben per 31. 12. 1947 (s. oben)	RM 83 502,—
*) zuzügl. gewährtes Darlehen (s. oben)	24 000,—
	RM 107 502,—
	RM 107 502,—

gegenüber RM 102 886,— per 31. 12. 1946.

Hierzu kommt noch ein Wertpapierdepot (in Berlin ruhend), das sich nach den letzten bekanntgegebenen Kursen auf einen Wert von RM 56 862,50 beläuft. gez. Bleyer.

Geprüft und in Ordnung gefunden. Gießen, den 15. September 1948.
gez. Griebbauer.

Die „Nachrichten“.

Die „Nachrichten“ der Gießener Hochschulgesellschaft, die im Jahr 1949 mit ihrem 18. Band erscheinen, und die auch diesmal wieder eine Reihe interessanter Aufsätze bringen, sind leider nicht mehr vollzählig vorhanden, da ein großer Teil der älteren Bände durch Brand vernichtet wurde. Es sind aber noch die Jahrgänge vorhanden, die in Band 17 bekanntgegeben wurden. Interessenten können sie in der Geschäftsstelle, Gießen, Johannesstraße 17 (Mitteldeutsche Creditbank) beziehen zum Preis von DM 1,50 für Mitglieder und DM 2,50 für Nichtmitglieder. Der jeweilig erscheinende Jahresband wird an die Mitglieder kostenlos abgegeben.

Liste des Vorstandes und der Mitglieder nach dem Stand von Ende April 1949.

Vorstand

Eger, Otto, Dr., Universitätsprofessor, Gießen, Vorsitzender, † 1949.
Rinn, Ludwig, i. Fa. Rinn & Cloos A. G., Heuchelheim, stellv. Vorsizender.
Bleyer, Ernst, Bankdirektor, Gießen, Schatzmeister.
Küster, Ernst, Dr., Universitätsprofessor, Gießen, stellv. Schatzmeister.
Dumur, Henri, i. Fa. Ernst Leitz GmbH., Wetzlar.
Ihring, Hans, Brauereibesitzer, Lich.
Rolfes, Max, Dr., Universitätsprofessor, Gießen.
Rumpf, Karl, Dr., i. Fa. Jacob Rumpf & Sohn, Butzbach.
Schauder, Wilhelm, Dr., Universitätsprofessor, Gießen.
Witte, Wilhelm, Dr. ing., Bergwerksdirektor, Wetzlar.

Ehrenmitglieder

Graef, Heinrich, Dr. h. c., Provinzialdirektor i. R., Oberammergau.
Grießbauer, Ludwig, Bankdirektor i. R., Gießen, † 1949.
Leitz, Ernst, Dr. ing. e. h., i. Fa. Ernst Leitz GmbH., Wetzlar.
Rinn, Ludwig, i. Fa. Rinn & Cloos A. G., Heuchelheim.

Mitglieder

Abermann, Martin, Baugeschäft, Gießen.
Ärzteschaft, Gießen.
Aktien-Zuckerfabrik Wetterau, Friedberg.
A. H. Bund der Burschenschaft Frankonia, Gießen.
Altherrnverband der Burschenschaft Germania, Gießen.
A. H. V. Corps Hassia, Gießen.
Alemannia, Gießen.
Alsfelder Möbelfabrik & A. Türpe jun. GmbH., Alsfeld.

Amend, Willy, Gießen.
Andreae, Wilhelm, Professor i. R., Gießen.
Angelberger, Wilhelm, Oberstudienrat, Gießen.
Arnold, Bankdirektor, Gießen.
Ast. Arthur, Firma, Gießen.
Auler, Wilhelm, Professor Dr., Gießen.
Avenarius-Herborn, Heinrich, Dr., Gau-Algesheim.
Bänniger GmbH., Gießen.
Bänniger, Max, Fabrikant, Gießen.
Bahr, Georg, Apotheker, Wetzlar.
Balsler, August, Fabrikant, Gießen.
Baselt, Kurt, Volkswirt, Mainzlar.
Bayerlein, Karl, Dipl.-Ing., Dortmund.
Bechert, Karl, Professor Dr., Gau-Algesheim.
Becker, Pfarrer, Gießen.
Behrens, Martin, Professor Dr., Dillenburg.
Beller, Karl, Professor Dr., Gießen.
Bender, Dr. med. dent., Gießen.
Berge, Robert Ewald, Professor Dr., Gießen.
Berger, Adolf, Apotheker, Gießen.
Bergmann, Ludwig, Professor Dr., Wetzlar.
Bernhard, Friedrich, Professor Dr., Gießen.
Bindemann, Gotthilf, Dr., Herborn.
Bleyer, Ernst, Bankdirektor, Gießen.
Blödorn, Rudolf, Apotheker, Allendorf/Lda.
Blumschein, Ernst, Geschäftsführer, Gießen.
Boening, Heinz, Professor Dr., Gießen.
von Boguslawski, Eduard, Professor Dr., Gießen.
Boller, Carl, Dr., Chemiker, Gießen.
Bosch y Gimpera, Professor Dr., Barcelona.
Brachtel, Adalbert, Dr., Arzt, Großen-Linden.
Brückel, Karl, Druckereibesitzer, Gießen.
Brüggemann, Alfred, Professor Dr., Gießen.
Buchacker, Wilhelm, Dr. med., Arzt, Atzbach.
Buderussche Eisenwerke, Wetzlar.
Buding, Dr. med. vet., Tierarzt, Hofgut Heibertshausen.
Bücking, Hans Jakob, Fabrikant, Alsfeld (Oberhessen).
Bürker, Karl, Professor Dr., Tübingen.
Cermak, Paul, Professor Dr., Gießen.
Chem. Fabrik Albert, Amöneburg bei Mainz.
Cloos, Heinrich, Gießen.
Crönlein, Georg, Pfarrer, Lich.
Czakó, Emmerich, Dr. ing. habil., Direktor der Stadtwerke Gießen.

Dalquen, Dr., Heldenbergen.
 Dampfsägewerk B. Nuhn A. G., Lollar.
 Dehner, Otto, Professor Dr., Tierarzt, Gießen.
 Dell, August, Lizentiat, Herborn.
 Deuster, Karl Josef, Pfarrer, Gießen.
 Didier-Werke GmbH., Mainzlar.
 Dinslage & Söhne, Ernst, Firma, Gießen.
 Dirksmöller, Hermann, Architekt, Gießen.
 Dittmer, Otto, Dr., Chemiker i. R., Gießen.
 Dönges, Karl, Dr. jur., Rechtsanwalt, Gießen.
 Dönges & Co., Ing., GmbH., Kohlebürstenfabrik, Krofdorf.
 Dornberger, Max, Apotheker, Gießen.
 Driesen, Albert, Dr., Wetzlar.
 Düttmann, Professor Dr., Essen.
 Dumur, Henri, Direktor, Wetzlar.
 Eger, Otto, Professor Dr., Gießen, † 1949.
 Egner, Karl, Firma, Gießen.
 von Eicken, Professor Dr., Berlin.
 Eisenkrämer, Albert, Sechshelden.
 Elges, Hermann, Kaufmann, Gießen.
 Elsner, Werner, Dr., Bürgermeister, Gießen.
 Emmelius, Wilhelm, Direktor, Godesberg.
 Engelbach, Dr., Kammerdirektor, Assenheim.
 Engisch, Ludwig, Rechtsanwalt, Gießen.
 Engler, O. H., Dr., Oberbürgermeister, Gießen.
 Erb, geb. Lanz, Irmgard, Frau Dr., Gießen.
 Euler, Karl Friedrich, Dr., Gießen.
 Erdmann, Otto, Studienrat a. D., Landschulheim Burg Nordeck.
 Evangelische Landeskirche, Darmstadt.
 Eyer, A., Dr. med., Bad Nauheim.
 Faber, Ludwig, Dr. jur., Landgerichtsrat a. D., Gießen.
 Feulgen, Robert, Professor Dr., Gießen.
 Fischer, Johann, Firma, Gießen.
 Fischer, Walter, Professor Dr., Marburg.
 Flörke, Wilhelm, Dr., Oberstudiendirektor, Gießen.
 Franke & Co., K. G., Firma, Gießen.
 Freudenberg, Gisela, Frau Dr., Wetzlar.
 Freund, Hugo, Dr., Garbenheim b. Wetzlar.
 Freund, Walther, Wetzlar.
 Frick, Paul, Professor Dr., Mainz.
 Frölich, Karl, Professor Dr., Gießen.
 Fuhr, Hermann, Geschäftsinhaber, Gießen.
 Funk, Georg, Professor Dr., Gießen.

Gabriel, Gustav, Dr. med., Facharzt für Orthopädie, Bad Nauheim.
Gärtner, Elisabeth, Frl., Apothekerin, Hungen.
Gail, Georg, Dr. jur., Gießen.
Gail, Georg Philipp, A. G., Firma, Gießen.
Gastell, Otto, Dipl.-Ing., Mainz.
Geheeb, Anna, Frau Dr., Ärztin, Nordeck.
Geller, Robert, Optik, Gießen.
Gemeinde Bechtolsheim.
Gemeinde Biebelnheim.
Gemeinde Bodenheim.
Gemeinde Gabsheim.
Gemeinde Hungen.
Gemeinde Lollar.
Gemeinde Obersaulheim.
Gemeinde Selzen.
Gemeinde Schimsheim.
Gemeinde Vendersheim.
Gemeinde Wallertheim.
Gemeinde Worrstadt.
Georges, Paul, Bankdirektor, Gießen.
Geyer, Franz, Dr. med., Arzt, Gießen.
Glockner, Hermann, Professor Dr., Gießen.
Gordan, Paul-Heinz, Rechtsanwalt, Gießen.
Graef, Heinrich, Dr. h. c., Provinzialdirektor i. R., Oberammergau.
Grieb, Hans, Fabrikant, Gießen.
Grieb, Hans-Heinrich, Dr., Dipl.-Volkswirt, Gießen.
Grießbauer, H. W., Dipl.-Kaufmann, Oberlindern.
Grießbauer, Ludwig, Bankdirektor i. R., Gießen, † 1949.
Grießmer, Adolf, Pfarrer, Gießen.
Groebler, Margarethe, Gießen.
Grote, Louis R., Professor Dr. med., Wetzlar.
Grünwald, Karl Erich, Fabrikant, Alsfeld.
Cruner, Karl, Dr., Tierarzt, Friedberg.
Haas, Georg, Professor Dr., Gießen.
Haas, Otto, Dr., Sinn.
Habrich, August, Apotheker, Gießen.
Hagenauer, Hans, Kunstmaler, Gießen.
Hahn, Robert, Stud.-Rat, Gießen.
Hahn, Wilhelm, Möbelfabrikant, Gießen.
Haibach, R., Dr., Gießen.
Hammermann, Dr. med., Gießen.
Handels- und Gewerbebank eGmbH., Gießen.
Haniel & Co., Franz, Firma, Mainz-Gustavsburg.

Hanreich, F. R., Dr., Geschäftsführer, Gießen.
Hanle, Wilhelm, Professor Dr., Gießen.
Havlicek, Hans, Dr. med., Friedberg.
Heffter, Professor Dr., Freiburg i. Br.
Heidt, Karl, Dr., Gießen.
Helm, Professor Dr., Marburg.
Hempel, Gotthold, Fabrikant, Gießen.
Henrich, Adam, Theaterbesitzer, Bad Homburg v. d. H.
Hensoldt, Karl, Dr., Fabrikant, Wetzlar.
Hensoldt & Söhne, M., Optische Werke A. G., Wetzlar.
Hepding, Hugo, Professor Dr., Gießen.
Hepding, Ludwig, Dr., Tierarzt, Darmstadt.
Herberts & Co., GmbH., Lauterbach (Oberhessen).
Hessinger, Eduard, Dr., Fabrikant, Bielefeld.
Herzog, Georg, Professor Dr., Gießen.
Hettler, Heinrich, Firma, Gießen.
Heußel, Georg, Dr., Studienrat, Gießen.
Heyl, Cornelius, Freiherr zu Herrnsheim, Dr., Schloß Herrnsheim.
Heyland, Professor Dr., Leihgestern.
Heylsche Lederwerke vormals Cornelius Heyl, Worms.
Heyne, Gebrüder, GmbH., Firma, Offenbach.
Hildebrandt, Fritz, Professor Dr., Bad Nauheim.
Hildebrandt, Dr., Reg.-Vet.-Rat. a. D., Wetzlar.
Himmelsbach, I., Firma, Neustadt/Hölzlebruck.
Hirschberg, Richard, Bankdirektor, Gießen.
Hochstätter, Heinrich, Kaufmann, Gießen.
Hock, Lothar, Professor Dr., Krofendorf.
Hoffmann, Paul, Hofgüll.
Holderer, Kurt, Buchhändler, Gießen.
Hommel, H., GmbH., Mainz.
Horn sen., Wilhelm, Kaufmann, Gießen.
Huch, Dr., Buchhändler, Gießen.
Ihring, Hans, Brauereibesitzer, Lich.
Industrie- und Handelskammer, Darmstadt.
Industrie- und Handelskammer, Gießen.
Jacobs, Kurt, Dr., Bankdirektor, Gießen.
Jaeger, Robert, Dr. phil., Oberreg.-Rat, Ockstadt.
Janson, Alois, Gastwirt, Gießen.
Jöckel, Wilhelm, Amtsgerichtsdirektor, Gießen.
Jonscher, Friedrich, Tierarzt, Gießen.
Jüngst, W. A., Dr. med., Arzt, Mücke (Oberhessen).
Jürgens, R., Fabrikant, Wetzlar.
Jung, Eberhard, Hüttendirektor, Jagdhaus Moorsgrund.

Kaemmerer, Fr., Dr., Büdingen.
 Kärcher, Karl, Dr. med., Mannheim.
 Kahn, Hermann, Dekan, Lich.
 Kalbfleisch, G. W., Dr., Rechtsanwalt, Gießen.
 Kalbhenn, Adolf, Pfarrer i. R., Gießen.
 Keil, Albert, Dr., Gießen.
 Keller, Karl, Dr., Oberbürgermeister i. R., Groß-Umstadt.
 Kellner, Fritz, Dr. med., Arzt, Gießen.
 Keßler, Hans, Direktor, Gießen.
 Kindhäuser, Jos., Dr. med., Gießen.
 Klein, Albin, Druckereibesitzer, Gießen.
 Klein, Wilhelm, Dr. med., Arzt, Gießen.
 Kleiner, Erwin, Dipl.-Kaufmann, Großen-Linden.
 Klingspor, Gebrüder, Firma, Offenbach.
 Klingspor, K., Dr. Ing., Offenbach.
 Klüpfel, Walther, Professor Dr., Gießen.
 Klute, Fritz, Professor Dr., Ingelheim.
 Koch, Eberhard, Professor Dr., Bad Nauheim.
 Königer, Rudolf, Dr. Ing., Hochschulprofessor, Gießen.
 Koethe, Gottfried, Professor Dr., Gießen.
 Köttgen, Paul, Professor Dr., Gießen.
 Kraemer, Richard, Dr., Gießen.
 Kratz, Ludwig, Heilgehilfe, Gießen.
 Kraus, Emil, Schuhmachermeister, Gießen.
 Krause, Willmar, Direktor, Gießen.
 Kremp, Georg,, Firma, Wetzlar.
 Kreuter, Josef, Fabrikant, Gießen.
 Krollpfeiffer, Friedrich, Professor Dr., Gießen.
 Krüger, Herbert, Dr., Museumsdirektor, Gießen.
 Kübel, August, Kaufmann, Gießen.
 Küst, Diedrich, Professor Dr., Gießen.
 Küster, Ernst, Professor Dr., Gießen.
 Kupferberg, Emil, Dr., Mainz.

 Ländlicher Genossenschaftsverband Rhein-Main-Neckar, Frankfurt.
 Lahn-Registrierkassen GmbH., Gießen.
 Landkreis Alzey.
 Landkreis Friedberg.
 Landkreis Gießen.
 Landkreis Groß-Gerau.
 Landkreis Heppenheim a. d. B.
 Landkreis Offenbach.
 Landkreis Wetzlar.
 Landkreis Worms.

Lang, Ernst, Dr. med., Lauterbach.
Lange, Anton, Dr. med., Groß-Karben.
Lassen, Harald, Dr., Gießen.
Laun, Studienrat, Alsfeld.
Laun, Albrecht, Dr. med., Schotten.
Leib, Carl Ludwig, Kunsthandlung, Gießen.
Leiß, Dr. phil., Gießen.
Leitz, Ernst, Dr. ing. e. h., Wetzlar.
Leitz, Ernst, GmbH., Optische Werke, Wetzlar.
Lingnerwerke A. G., Dresden.
Loh, Wilhelm, Dr., Patentingenieur, Wetzlar.
Lohnes, Heinrich, Studienrat, Offenbach.
Loos, Johannes, Pfarrer, Großen-Buseck.

Malech, Walter, Dr. med., Gießen.
Maennchen, Kurt, Dr., Wetzlar.
Mann, Albin, Oberbürgermeister a. D., Gießen.
Martin, Rudolf, Dr. med., Gießen.
Marx, Frau Else, Dr. med., Gießen.
Maternus, I., Firma, Gießen.
Mehl, Dr. med., Gießen.
Meiner, Arthur, Dr., Hofrat, Leipzig.
Menz, Dr. med. Gießen.
Merck, E., Chem. Fabrik, Darmstadt.
Merck, Fritz, Dr., Darmstadt.
Merck, Karl, Dr., Darmstadt.
Meyer, Erwin, Dr., Gewerberat, Gießen.
Meyer, Hans, Baurat, Gießen.
Meyer-Barkhausen, Werner, Professor Dr., Gießen.
Mitteldeutsche Creditbank, Gießen.
Mitsch, Alfred, Dr. jur., Gießen.
Möbs, P. J., Seifenfabrik, Gießen.
Moeser, Heinz, Kaufmann, Gießen.
Moeser, Wilhelm, Firma, Gießen.
Mülberger, Fräulein Elsa, Gießen.
Mülberger, Fräulein Marian, Gießen.
Müller, Carl, Fabrikant, Gießen.
Müller, Imre, Dr., Studienrat, Gießen.
Müller, Johann, Kaufmann, Gießen.
Müller, K., Oberinspektor, Gießen.
Müller, Oskar, prakt. Arzt, Leun.

Nachtigall, Heinrich, Bankkaufmann, Lauterbach.
Nehmeyer, Wilhelm, Ministerialrat, Speyer.
Neumann-Spengel, Dr. med., Gießen.

Nickel, Johannes, Firma, Ober-Widdersheim.
Niederhausen, E. R., Kaufmann, Gießen.
Niepoth, Fritz, Dr. jur. et rer. pol., Wirtschaftsprüfer, Gießen.
Nierhaus, Gerhard, Dr. med., Dillenburg.
Noll, Adolf, Dr., Fabrikant, Gießen.
Noll, Hans, Drogerie und Photohaus, Gießen.
Noll, Joh. Balth., Firma, Gießen.
Noll, Karl, Malermeister, Gießen.
Oeser, Ernst, 1. Staatsanwalt, Stade.
Oesterlein, Karl, Staatsanwalt, Gießen.
Opper, Otto, Pfarrer Lic. Dr., Wenings.
Papierfabrik Oberschmitt W. & J. Moufang A. G., Oberschmitt.
Pauly, Erasmus, Dr. med., Gießen.
Peter, Karl, Dr., Chemiker, Gießen.
Pfaff, Wilhelm, Dr., Gießen.
Pfeiffer, Erich, Dr., Fabrikant, Wetzlar.
Rabenau, K., Dr., Tierarzt, Grünberg.
Ranft, Erwin, Gerichtsreferendar, Allendorf/Lda.
Rauch, Christian, Professor Dr., Gießen.
Rauh, Walter, Professor Dr. med., Gießen.
Rehmann, Wilhelm, Dr., Oberbibliothekar, Gießen.
von Reichenau, Frau Charlotte, Professor, Bad Nauheim.
Reinhold, Gerhard, Professor Dr., Gießen.
Remy Karlheinz, Dr. med., Großen-Buseck.
Retter, Dr., Sanitätsrat, Dillenburg.
Rhein-Main-Bank, Gießen.
Rieder, Markus, Gießen.
Riekeberg, Dipl.-Ing., Oberbiel.
Rietschel, H. G., Dr., Arzt, Gießen.
Rinn, Ludwig, Fabrikant, Gießen.
Rinn, Otto, Landwirt, Utphe (Krs. Gießen).
Rinn & Cloos A. G., Zigarrenfabrik, Heuchelheim.
Röhr, Karl, Kaufmann, Gießen.
Rolfes, Max, Professor Dr., Gießen.
Roßbach, Fr., Dr., Friedberg.
Roßbach, Rudolf, Dr., Friedberg.
Rudolph, Wilhelm, Professor Dr., Gießen.
Rühl, W., Dr. jur., Regierungsrat, Gießen-Kl. Linden.
Rumpf & Sohn, Jacob, Schuhfabrik, Butzbach.
Ruppert, Dr., Gießen.
Samuelsen, Sigurd, Skien/Norwegen.
Schaefer, Hans, Professor Dr., Bad Nauheim.
Schäffer, Dr. med., Gießen.

Schaetz, Franz, Dr. med. vet. habil., Gießen.
Scharrer, Karl, Professor Dr., Gießen.
Schauder, Wilhelm, Professor Dr., Gießen.
Schelm, Hermann, Baumeister, Lollar.
Schimpf, Professor, Alsfeld.
Schirmer, Georg Heinrich, Zigarrenfabriken, Gießen.
Schlarb, Professor, Marburg.
Schliephake, Erwin, Professor Dr., Schweinfurt.
Schliephake, Fritz, Dr. med., Sanitätsrat, Gießen.
Schmall, Emil, Firma, Gießen.
Schmall, Hermann, Kaufmann, Gießen.
Schmidt, Ernst, Architekt, Gießen.
Schmidt, W. J., Professor Dr., Gießen.
Schmidt, Wilhelm, Oberregierungsrat, Gießen.
Schmitz, Buchdruckereibesitzer, Gießen.
Schneider, Hans, Dr., Landger.-Präs. a. D., Frankfurt a. Main.
Schneider, Ludwig, Bauunternehmung, Heuchelheim.
Schneider, Rudolf, Gärtnereibesitzer, Gießen.
Schonebohm, Fritz Karl, Dr., Gerichtsassessor, Gießen.
Schott, Dr., Zahnarzt, Gießen.
Schröder, H. O., Dr. phil., Gießen.
Schuchard, W. & G., Firma, Gießen.
Schütz, Hermann, Oberkleen.
Schultze, Hugo, Dr., Sanitätsrat, Driedorf.
Schulz & Jung, Zentralheizungen und sanitäre Anlagen, Gießen.
Schunk & Ebe, Firma, Gießen.
Schwan, Karl, Architekt, Gießen.
Scriba, Hans, Pfarrer, Gießen.
Senn, Josef, Dr., Tierarzt, Münzenberg.
Sessous, George, Professor Dr., Gießen.
Sieber, Ullrich, Dr., Tierarzt, Friedrichshafen.
Silbereisen, Karl, Dr., Chemiker, Berlin-Frohnau.
Simon, Erich, Dr., Prosektor, Gießen.
Solms-Braunfels, Georg Friedrich, Fürst zu, Schloß Braunfels.
Solms-Hohensolms-Lich, Erbprinzessin Gertrud zu, Lich.
Solms-Laubachsche Rentkammer, Graf zu, Laubach.
Solms-Rödelheim, Graf Max zu, Professor, Marburg.
Spatz, Karl Emil, Bergingenieur, Wiesbaden.
Speck, Dr. med., Großen-Linden.
Spohr, Joachim, Dr., Rechtsanwalt und Notar, Gießen.
Sport- und Kulturgemeinschaft, Abtlg. Volksbildung, Stockstadt.
Spruck, Wilhelm, Dr. phil., Hof Leustadt.
Stadt Alsfeld.

Stadt Bad Nauheim.
 Stadt Butzbach.
 Stadt Darmstadt.
 Stadt Friedberg.
 Stadt Gießen.
 Stadt Grünberg.
 Stadt Laubach.
 Stadt Offenbach.
 Stadt Wetzlar.
 Stahlwerke Röchling-Buderus A. G., Wetzlar.
 Standfuß, Richard, Professor Dr., Gießen.
 Stepp, Professor Dr., München.
 Riedesel, Freiherren zu Eisenbach, Stiftung der, Lauterbach.
 Stoltenberg, Hans Lorenz, Professor Dr., Gießen.
 Storck, Hans, Professor Dr., Gießen.
 Storck, Karl, Schulrat a. D., Gießen.
 Strecker, Reinhard, Professor, Gießen.
 Ströbele, F., Dr. phil., Direktor, Gut Daumühle.
 Stuhl, Carl, Dr. med., Gießen.
 Sundheim, Arwed, Kaufmann, Gießen.
 Sympher, Arthur, Oberst a. D., Gießen.
 Temesváry, Stefan, Professor Dr., Gießen.
 Teubner, B. G., Verlag, Leipzig.
 Tilk, Dr., Gießen.
 Töpelmann, Alfred, Dr. h. c., Gießen.
 Ullrich, Egon, Professor Dr., Gießen.
 Unverzagt, Josef, Kaufmann, Gießen.
 Unverzagt, Karl, Studienrat, Ruppertsburg.
 Vereinigte Westdeutsche Waggonfabriken A. G., Werk Gastell, Mainz.
 Völzing, Firma, Gießen.
 Vogel, Heinrich, Firma, Laborbedarf, Gießen.
 Vogel, Otto, Pfarrer, Friedberg.
 Vogt, Franz, i. Fa. Franz Vogt & Co., Gießen.
 Wachtel, Viktor, Rechtsanwalt und Notar, Alsfeld.
 Wagenseil, Ferdinand, Professor Dr. med., Gießen.
 Wagner, Oskar, Dr. med. vet., Frankfurt a. Main.
 Wagner, Karl, Dr. med., Krofdorf.
 Walther, Heinrich, Professor Dr., Med.-Rat, Gießen.
 Weber, A. E., Professor Dr., Bad Nauheim.
 Weber, Hans Joachim, cand. med. vet., Greifswald.
 Wegener, Kurt, Fabrikant, Blitzenrod.
 Weidenbach, Oswald, Professor Dr., Gießen.
 Weißer, Reinhold, Dr., Volkswirt, Hannover.

Weitz, Ernst, Professor Dr., Gießen.
von Werner, Kreisdirektor i. R., Darmstadt.
Werner, Dr. med., Arzt, Butzbach.
Weyl, Ferdinand, Dr., Bankdirektor, Hannover.
Wilbrand, A. W. J., Dr. jur., Darmstadt.
Wimmer, Emil, Professor Dr., Heidelberg.
Winterhoff, Otto, Drogerie, Gießen.
Witte, Wilhelm, Dr. ing., Bergwerksdirektor, Wetzlar.
Wolf, Otto, Dr. med., Gießen.
Zang, Karl, Dr. med., Friedberg.
Ziegelmayr, Wilhelm, Dr. med., Gießen.
Zimmer, Christian, Photograph, Gießen.
Zimmer, Gottfried, Dr., Rechtsanwalt und Notar, Gießen.
Zimmer, J. Fr., Rechtsanwalt, Gießen.
Zoeppritz, Heinrich, Professor Dr., Arzt, Itzehoe.
Zweckverband Oberhess. Versorgungsbetriebe, Friedberg.

Biographische Mitteilungen über die Autoren des vorliegenden Bandes

Karl Frölich, Dr. jur. (geb. 14. 4. 79 in Oker a. H.). 1904 Gerichts-assessor, 1910 Landrichter, 1914 Landgerichtsrat, 1920 Privatdozent in Leipzig, 1921 ao. Professor an der Technischen Hochschule Braunschweig, 1923 ord. Professor der Rechte in Gießen; 1949 in den Ruhestand versetzt. Seit 1946 Lehrbeauftragter in Marburg und Frankfurt a. M.

Karl Glöckner, Dr. phil. (geb. 17. 6. 84 in Gersfeld). Studium in Fulda, Marburg und Gießen. Lehrer an der Volksschule in Darmstadt, dem Lehrerseminar und der Aufbauschule in Bensheim, im Schuldienst der Republik Columbien (1924-31), Studienrat, dann Direktor am Landgraf-Ludwig-Gymnasium in Gießen.

Adalbert Hämel, Dr. phil. (geb. 28. 10. 85 zu Straubing). 1921 Privatdozent für romanische Philologie in Würzburg, 1923 nb. ao. Professor, 1925 Gastprofessor in Spanien, 1929 ord. Professor in Würzburg, seit 1949 in Erlangen, ord. Mitgl. d. Bayer. Akad. d. Wiss.; schrieb zahlreiche Studien zur Geschichte der spanischen Literatur, vor allem des Dramas (Cid, Lope de Vega, Calderon u. a.), Gang und Wesen der spanischen Literatur (1932), spanische und französische Heldendichtung; Neubearbeiter von W. Creizenaches Geschichte des neueren Dramas, Bd. III; mittellateinische Studien im Zusammenhang mit den literarischen Problemen des Liber S. Jacobi und des Pseudo-Turpin.

Lothar Hock (geb. 12. 11. 90 in Berlin). Studium der Chemie in Berlin. Nach Industrietätigkeit 1923 Assistent am physikalisch-chemischen Institut der Universität Gießen. 1924 Privatdozent, 1929 apl. Professor für physikalische Chemie, seit 1946 an der Universität Marburg. Seit Herbst 1946 Begründer und Leiter der Volkshochschule im Gleiburger Land.

Max Kaser (geb. 21. 4. 1906 in Wien). 1929-1932 Assistent in Gießen, Habilitation im Juni 1931 in Gießen (römisches und bürgerliches Recht), seit 1933 Ordinarius in Münster.

Albert M. Koeniger, Dr. phil. (geb. 23. 2. 74 zu Lauingen a. d. Donau). 1907 Privatdozent in München, 1911 ao. Professor in Bamberg, 1918 ord. Professor in Braunsberg, 1919 o. ö. Professor für Kirchenrecht und Kirchenrechtsgeschichte in Bonn, 1939 entpflichtet; seit Ende 1944 in Augsburg. Zahlreiche Schriften über Kirchenrecht, dessen Geschichte, Kirchengeschichte, Kunstgeschichte.

Ernst Küster (geb. 28. 6. 1874 in Breslau), studierte in München, Leipzig, Breslau und Berlin. Dr. phil. in München 1896 bei Professor Radlkofer. Habilitation 1900 in Halle; Berufungen nach Kiel, Bonn und als Nachfolger des Prof. A. Hansen nach Gießen (ord. Professor und Direktor des Botanischen Instituts und Gartens seit 1920); seit 1949 Dr. med. vet. h. c.

Walther Mitzka (geb. 1888), habilitiert an der Universität Königsberg 1927, ao. Professor 1929 an der Technischen Hochschule Danzig, ord. Professor für deutsche Philologie und Leiter des Deutschen Sprachatlas 1933 an der Universität Marburg.

Wilhelm Rehm ann, Dr. phil. (geb. 18. 3. 1889 in Neckarbischofsheim, Baden). Studium: Neuere Sprachen, später Geschichte und Geographie in Würzburg, Heidelberg und Gießen. Promotion bei Professor Roloff. Examen für das höhere Lehramt. Eintritt 1917 in den höheren Bibliotheksdienst bei der Universitäts-Bibliothek Gießen. 1924 Bibliothekar (Bibliotheksrat), 1935 Oberbibliothekar.

Karl Scharrer (geb. 18. 7. 1892 zu Linz, Donau), habilitiert 15. 4. 31 zu München (Technische Hochschule), dortselbst ao. Professor am 28. 5. 35, im Sommersemester 1936 an der Universität Jena, ab 1. 9. 36 Berufung auf den Lehrstuhl für Agrikulturchemie an der Universität Gießen. Seither ord. Professor und Direktor des agrikulturchemischen Instituts an der Universität Gießen.



Erklärung ungeriffelichen Gebäude

- | | |
|---|---------------------------------------|
| 1. Predlers Wohnung am Franckenberger | 16. Capelle |
| 2. Erich Prediger Wohnung am Thel | 17. St. Stephanus |
| 3. David Prediger Wohnung am Thel | 18. Ehemalige Bürger Schule |
| 4. Klausurhaus | 19. Rathhaus |
| 5. Bierhaus | 20. Waisenhaus |
| 6. Waisenhaus | 21. Wirth |
| 7. Kellnerhaus | 22. Prediger Wohnung z. Steph. Kirche |
| 8. Wasserhaus | 23. Rathhaus Wohnung am Thel |
| 9. Gekirchhof | 24. Prediger Wirthens Wohnung |
| 10. Erich Prediger Wohnung z. Steph. Kirche | 25. St. Annenhaus |
| 11. David Prediger Wohnung am Thel | 26. Capelle |
| 12. Erich Prediger Wohnung am Thel | 27. Ehemaliges St. Nikolai |
| 13. Rathhaus Rathhaus Wohnung | 28. Prediger Wohnung z. Steph. Kirche |
| 14. Erich Prediger Wohnung | 29. Schwärmer Wirth. Haus |
| 15. Ehemalige Rathhaus Wirth. Haus | 30. Rathhaus Wirth. Haus |

GRUNDRISS
der
STADT GOSLAR

